Inhalt

Kolumnen

3 *Hermann Schulz*
Soldatenjacke
4 *Wolfgang Belitz*
Endlosschleife

SCHWERPUNKT:

Mitten im Rand

5 *Lennart Nuschke*
Am Rand ist unser Paradies
5 *Rolf Euler*
Stadtrand ... | Randlos (S. 7) ... | Abseits (S. 7) ... | Strandkostüm (S. 15) ... | Unscharf (S. 17)
6 *Manfred Walz*
Mitten Rand – gestern bedeutende Transitorte heute
8 *Yasemin Utku*
Stadtentwicklung im Dialog – auch in Bochum
10 *Robert Bosshard*
Neues vom Rand der Arbeitswelt
11 *Carl-D.A. Lewerenz*
Flaschensammler
11 *Benjamin Benz*
Ein Tag an 12 Einkommensrändern
12 *Robert Bosshard*
Am Rand der Industrielandschaft
12 *Anton Schlösser*
Ein Anderer
14 *Peter Strege*
Zeichnungen 13
16 *Max Malkus*
Sechs Wochen im Zapatismus
Ein Ausschnitt

1WURF

18 *Klaus-Michael Bogdal*
Roma – Europäer seit sechshundert Jahren

20 *Viktoria Waltz*
Erinnern wir uns ...

Menschenorte 27

22 *Robert Bosshard/Manfred Walz*
Im Rand drin. Zu Besuch bei Peter dem Sinto

Palästina

23 *Uri Avnery*
Die wirkliche Bedrohung

Impressum ... Seite 21
Abo-Bestellschein ... Seite 9
Literatur / Lesetipps / Links ... Seiten 5, 10, 11, 17, 19
Anzeige Klartext Verlag ... Seite 13
Anzeige Westfälisches Dampfboot ... Seite 19
Anzeige Peter Hammer Verlag ... Seite 24

Editorial

Randstand: Der Mittelstand erkennt den Rand seiner Lebenswelt an dem, was nicht steht wie er. Dem Eigentum erscheint randständig, was dessen Verfügbarkeit einschränkt. Und in den Zeiten des Wohlstands versteht man den gesellschaftlichen Rand als Vorwegnahme des Endes der Zeit. Also ist es absolut nicht selbstverständlich, sondern ein privilegierter Standpunkt, wenn heute wir vom ***AMOS*** ungefährdet die Deckung kultureller Konventionalität verlassen können. Wir aus dem Dickicht der in Dauerkrise befindlichen Ruhrurbanität herauszutreten vermögen, um, mit der Vergangenheit des stillgelegten Industriereviers im Rücken, den Ausblick ins zukünftige Ruhrtal im freiheitlichen Gefühl eigener Randständigkeit zu genießen.

Es geht in diesem Heft darum, einige entweder als avantgardistische Randgruppen idealisierte oder umgekehrt als zurückzuweisende Bevölkerungsteile denunzierte gesellschaftliche Minderheiten losgelöst von populärpolitisch ausgewalzten Stereotypien und Begrifflichkeiten mit unseren fragmentarischen Erfahrungen zu vergleichen. Die einerseits subjektive und anderseits versachlichen wollende Phänomenologie führt zunächst zu *Rolf Eulers* Begriffsassoziationen, dann zum Besuch eines Einsiedlers hinter dem Lärmschutzwall der Einfallstraße nach Bochum von *Manfred Walz*, zur Beschreibung der Lebensbedingungen eines Biobauern und eines Künstlers am kulturellen Rand des Ruhrgebiets von *Robert Bosshard*, der Nutzbarmachung verkümmerten Geländes von *Lennart Nuschke*, dem Gespräch mit einem Bochumer Flaschensammler von *Carl-D.A. Lewerenz* um schließlich zur tragikomischen Glosse bezüglich der Einkommensränder im Ruhrgebiet von *Benjamin Benz* zu gelangen.

Einjede Kultur bedarf einer Plastizität, im Rahmen der es möglich wird, sozial Außergewöhnliches, politisch Randständiges und kulturell Befremdliches zu integrieren, sich dem Zeitgeist zuzuordnen. Das Gedicht unseres Freundes *Anton Schlösser* „Ein Anderer“ deutet an, wen das betrifft. *Peter Strege* imaginiert in seinem Text „Zeichnungen 13“ den Prozess des Erkennens von Fremdem. Und schließlich bringt uns der Bericht zum momentanen Zustand des ehemaligen OPEL-Standorts in Bochum von *Yasemin Utku* unmittelbar zurück zu Kampfperspektiven. – Es ist kein Zufall, dass jede konkrete Auseinandersetzung mit scheinbaren Randphänomenen zugleich Zentralprobleme unserer gesellschaftlichen Mitte mitthematisiert, so beim Bericht aus Chiapas von *Max Malkus* die der Gewaltfreiheit, in *Klaus-Michael Bogdals* Geschichte der Bevölkerungsgruppen der Roma das der Intoleranz und Vertreibung, im Bericht von *Viktoria Waltz* das von Zusammenbrüchen aufgeklärter Wertesysteme.

Im Dezember erscheint Nr. 4|2015 mit dem Schwerpunkt Kultur-Not-Widerstand.

.

Es grüßt ***AMOS***

Beilagenhinweis

Einem Teil der ABO-Auflage liegen bei:
- *Programmflyer zum 15. Abrahamsfest, 20.09. – 15.12.2015, Marl*
- *die neue Ausgabe des Ökumenischen Informationsdienstes ÖID*

Hermann Schulz

Soldatenjacke

Im Jahr 2002 war ich zuletzt auf Ukerewe, einer Insel im Victoria-See, die zu Tansania gehört. In einem früheren Beitrag für ***AMOS*** habe ich erzählt, wie ein alter Freund in einem verlassenen Dorf sich über das Wiedersehen freute, weil er Sorge hatte, ich könnte unter den Toten beim islamistischen Anschlag auf die Twin-Towers in New York gewesen sein.

Im Herbst 2014 besuchte ich die Insel noch einmal, ohne genau zu wissen, was ich dort wollte: Beim Schreiben eines Jugendromans, der auf der Insel spielt, war ich unsicher geworden, ob meine alten Erinnerungen, meine Kenntnisse und Phantasie ausreichten, um die neue Geschichte ‚lebendig' zu gestalten. Meine beiden alten Priesterfreunde, Cyprian und Alex, begleiteten mich. Das war von großem Vorteil, weil sie auf der Insel ihre Kindheit verbracht haben. Sie leben jetzt, nach der Pensionierung, im Bischofssitz in Mwanza, bekommen eine jämmerlich kleine Rente und natürlich wird Wohlverhalten von ihnen erwartet.

„Du hast uns für ein paar Tage aus Guantánamo befreit!", freuten sie sich.

Abends waren wir mit der Fähre auf Ukerewe angekommen und hatten unser Hotel bezogen. Ich stand früh auf, freute mich über die Sonne und betrat nach einem ersten Spaziergang, meine beiden Freunde schliefen noch, das Restaurant des Hotels. Eine junge Frau kam an meinen Tisch; sie sprach leidlich Englisch.

„Was wünschen Sie, mein Herr?", fragte sie freundlich.

„Ich würde gern frühstücken."

„Was möchten Sie denn frühstücken?" Sie hatte Notizblock und Bleistift zur Hand, um alles aufzuschreiben. Ich begann mit meinen Wünschen.

„Zwei Scheiben Toast und ein bisschen Butter!"

„Und was noch?"

„Wenn möglich, ein bisschen Marmelade und Käse!"

„Haben Sie sonst noch Wünsche?", fragte sie.

„Wenn es geht, ein bisschen Rührei mit Kräutern."

„Rührei mit Kräutern", wiederholte sie langsam, während die schrieb. „Wünschen Sie Kaffee oder Tee? Und vielleicht Orangensaft?"

„Gerne Kaffee mit ein bisschen Milch! Bitte!"

„Kaffee mit Milch!", notierte sie.

Sie bedankte sich und ging lächelnd davon. Aus der Küche hörte ich fröhliches Lachen. Nach vielleicht 20 Minuten kam mein Frühstück:

Ein warmer Maisfladen, ein gekochtes Ei und eine große Tasse Tee!

Sollte ich reklamieren? Ich beschloss, auf meine Freunde zu warten. Ich erzählte ihnen von meiner Bestellung und zeigte auf meinen Teller. In ihrer Sprache Kikerewe riefen sie die junge Bedienung an unseren Tisch und sprachen mit ihr, unterbrochen von Gelächter.

„Was hat sie gesagt?", wollte ich wissen. Lächelnd klärten sie mich auf:

„Auf der ganzen Insel und in allen Hotels gibt es nur eine Sorte Frühstück: Maisfladen, gekochtes Ei und Tee. Diese junge Dame fand es aber sehr interessant zu erfahren, was so ein Europäer sich unter Frühstück vorstellt."

Solche Geschichten kann man nicht erfinden, auch nicht wie jene aus der Kirche von Kagunguli. Sie gab meiner Erzählung, an der ich arbeitete, eine ganz neue und wie ich fand wunderbare Richtung:

Während ich die alten Fotos von weißen und schwarzen Priestern, die längst verstorben waren, an der Wand der Sakristei betrachtete, erzählte mir Alex Geschichten aus früheren Zeiten, als die Deutschen hier die Kolonialherren waren. Mir war eine Holzkiste aufgefallen, die in einer Ecke stand. Als ich einen Moment lang allein war, öffnete ich sie aus purer Neugierde. Sie enthielt alle möglichen alten Kleidungsstücke, verstaubte Priestergewänder und eine Wolldecke. Ganz unten auf dem Boden fand ich eine sorgsam zusammengelegte Soldatenjacke, von der alle Abzeichen abgetrennt waren. Von alten Fotos wusste ich, dass solche Jacken die Soldaten der deutschen Kolonialarmee trugen. Ein kaum noch lesbares Schildchen am Kragen verwies auf eine Fabrik in Dresden.

Was hatte die Jacke an diesem Ort zu bedeuten? Ich sprach meine Freunde darauf an.

Deutlich spürte ich ihr Zögern, aber ich blieb hartnäckig. Ich erfuhr, dass Anfang 1919, nachdem die deutschen Truppen die Insel mit Motorbooten längst verlassen hatten, plötzlich zwei abgerissene deutsche Soldaten im Dorf Kagunguli auftauchten; der eine, offensichtlich todkrank, wurde von seinem Kameraden mühsam gestützt. Sie suchten ärztliche Hilfe und Nahrung. Der zuständige Priester verriet sie nicht an die britische Besatzung.

Den Rest der Geschichte mochten die beiden Priesterfreunde nicht deutlich formulieren, aber aus ihren Andeutungen enthüllte sich mir ein unwahrscheinliches Geschehen, das noch in der nachkolonialen Zeit unter Nyerere seine Spuren hinterlassen hat.

Ich dachte: Es ist bei manchen Geschichten wie mit der richtigen Frau (oder dem richtigen Mann): Man sucht sie nicht, man findet sie!

Afrika hat sich für mich immer als reich an Geschichten erwiesen, in dieser Truhe in der Kirche fand ich unerwartet einen verborgenen Schatz.

Der Platz auf dieser ***AMOS***-Seite reicht leider nicht aus, mehr davon zu berichten; ich muss meine geneigten Leserinnen und Leser ausnahmsweise darum bitten, bis Anfang 2016 zu warten, bis das Buch „Lady Happy" im Aladin-Verlag erscheint.

Hermann Schulz *lebt als Autor in Wuppertal. Zuletzt erschienen: „Die Nacht von Dar es Salaam" (Verlag Brandes & Apsel) und „Der Junge schläft schon. Wendlandgeschichten" (NordPark-Verlag)*

Wolfgang Belitz

Endlosschleife

Ich war gerade dabei, die Kolumne für diese Ausgabe zu schreiben, da meldete sich das Bundesverfassungsgericht in meiner Maschine mit einer Pressemitteilung vom 2. September: „Verfassungsbeschwerde gegen ‚Dritten Weg' im kirchlichen Arbeitsrecht unzulässig." Bei diesem Thema schrillen bei mir sofort die Alarmglocken. Ich höre sie gern. Darum habe ich mich gleich dieser Situation zugewandt.

Zur Erinnerung:

Im Jahre 2009 streikten kirchliche Mitarbeitende als Gewerkschaftsmitglieder. Kurz gesagt, Kirche und Diakonie (KuD) verklagten daraufhin die Gewerkschaft ver.di vor dem Arbeitsgericht auf Unterlassung, weil nach ihrer Auffassung Streiks in der Kirche verboten sind, und bekamen Recht. Am 13. Januar 2011 kam es vor dem Landesarbeitsgericht Hamm zu einem Prozess über ein von KuD beantragtes gerichtliches Streikverbot in der Kirche. Der Antrag wurde ohne Wenn und Aber verworfen. Eine krachende Niederlage für KuD (Kolumne ***AMOS*** 1|2011). KuD gingen in Berufung beim Bundesarbeitsgericht in Erfurt, das am 20. November 2012 die Revision verwarf, eine weitere krachende Niederlage von KuD (Kolumne ***AMOS*** 4|2012).

Foto:ver.di

Beide Niederlagen verstanden KuD als grandiosen Sieg, weil das Gericht den Dritten Weg nicht verboten hatte, sondern für den Fall für zulässig erklärte, dass die Gewerkschaften sich „koalitionsmäßig betätigen" könnten. Diesen Fall gibt es bis heute nicht. Das Streikrecht für Mitarbeitende in KuD bleibt unangetastet.

Nach dem Urteil des BAG 2012 trat der folgende Fall ein:

Der Prozessgewinner ver.di fürchtete, dass KuD in der Folge des Urteils mit Berufung auf das Urteil Regelungen treffen könnten, mit denen sie das Streikrecht als Grundrecht wiederum aushebeln zu können glaubten. Deshalb legte die Gewerkschaft in Karlsruhe Verfassungsbeschwerde gegen das Urteil ein zum Schutze des Grundrechts.

Die Prozessverlierer gehen normalerweise zur letzten Instanz. KuD verzichteten aus Furcht vor der endgültigen Niederlage vor dem BVG auf Revision, weil niemand ihnen den Dritten Weg weggenommen hatte, nur das Streikverbot. Sie erklärten sich wahrheitswidrig zu Prozessgewinnern, bastelten eine Lösung, die die Auflagen der Gerichte für ein Streikverbot erfüllen sollte („koalitionsmäßige Betätigung der Gewerkschaften"). Die Novembersynode 2013 der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW) verabschiedete eine neue Fassung des Arbeitsrechtsgrundsätzeregelungsgesetzes (sic!), um das gewünschte Streikverbot unanfechtbar zu machen. Es bietet den Gewerkschaften „kirchengemäße Tarifverträge" an, das sind Tarifverträge mit Streikverbot und Zwangsschlichtung. Wie man auf die Idee kommen kann, über ein solches „Unterwerfungsangebot" mit Gewerkschaften verhandeln zu können, bleibt für den gesunden Menschenverstand ein Rätsel.

Deshalb ist alles beim Alten geblieben bis auf eine Ausnahme (Kolumne ***AMOS*** 1|2014).

Jetzt haben die Gewerkschaften eine Antwort aus Karlsruhe erhalten auf ihre Verfassungsbeschwerde, die ich mit laienhaften Worten so verstehen kann: Die Gewerkschaften brauchen keine Angst zu haben, denn nach dem Urteil des BAG kann das Streikrecht nicht angetastet werden:

1. Dafür steht der Inhalt des Urteils des BAG. „Die gegen sie (die Gewerkschaften und ihr Streikrecht) gerichtete Klage ist in vollem Umfang abgewiesen worden.", sagt das BVG wörtlich in seiner Unzulässigkeitserklärung der Verfassungsbeschwerde. Es fehle also hier an einem Beschwerdegrund.

2. Die vom BAG genannten Anforderungen an den Dritten Weg sind inhaltlich für KuD vollkommen offen und also auch kein Anlass zu einer Verfassungsbeschwerde. Erst wenn die Kirchen beginnen, wie im jetzt vorliegenden Fall des Arbeitsrechtsgrundsätzeregelungsgesetzes, kirchenrechtliche Regelungen zu beschließen, die das Streikrecht ausschließen, könnten die Gewerkschaften betroffen sein. Dann ist den Gewerkschaften zuzumuten, sagt das BVG, wieder den Rechtsweg von unten nach oben zu gehen, um die Unversehrtheit des Streikrechts zu bewahren.

Damit hat die Unzulässigkeitserklärung der gewerkschaftlichen Verfassungsbeschwerde durch das BVG die Befürchtungen der Gewerkschaften nach ihrem Sieg zerstreut und andernfalls wieder auf den Rechtsweg verwiesen.

KuD sind jetzt endgültig in der Sackgasse gelandet. Aber auch nach dieser Entscheidung aus Karlsruhe triumphieren die Hardliner in KuD wieder: „Verdi scheitert". Der Diakoniepräsident: „Mit der Zurückweisung der Verfassungsbeschwerde der Gewerkschaft Verdi hat das Gericht unsere rechtliche Bewertung bestätigt ..." Deshalb erklärt der oberste Jurist der EKvW hoffnungsvoll: „Wir (laden) die Gewerkschaften erneut ein, mit uns gemeinsam den Dritten Weg zu gestalten." Der erneute Versuch, nachdem der erste gescheitert ist, wäre dann ein Dritter Weg mit Grundrecht auf Streik. Und das ist dann das Tarifvertragsmodell.

Auf denn, KuD!

Wolfgang Belitz, *Mitherausgeber, und seit 1998 ständiger Kolumnist des* ***AMOS****, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna*

Lennart Nuschke

Am Rand ist unser Paradies

ACHTUNG: Der folgende Beitrag enthält Verherrlichungen von Straftaten wie Vandalismus und Sachbeschädigung.

In vielen Regionen wird die Natur zurückgetrieben. Das Ruhrgebiet kann davon ein leidvolles Lied singen. Aber es gibt Vorschriften, die ein Mindestmaß an Natur vorschreiben, die Ausgleichsflächen vorsehen, die (wenn möglich) nahe liegen sollen. Nur leider wird diese an den Rand geschobene Natur gleichzeitig stiefmütterlich behandelt. Die wenigsten Flächen bekommen die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Ich empfehle in diesem Zusammenhang eine Mülltour durch die Grünstreifen um das Opel-Werk II. Natur haben und Natur pflegen sind, wie man hier sehen kann, leider zwei gänzlich verschiedene Paar Schuhe (die man da übrigens auch finden kann).

Hinter unserem Haus befindet sich ein Stück dieser verkümmerten Natur. Auf etwa 20 Metern davon haben wir uns vorgenommen unser eigenes Paradies zu schaffen. Meine MitbewohnerInnen und ich haben in mühevoller Kleinarbeit Schutt und Schrott, Wurzeln und Dornen, Löcher und Haufen beseitigt, geharkt, gesät, Unkraut gezupft und inzwischen auch geerntet.

Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie unter unseren Händen aus etwas Verwahrlostem Stück für Stück ein wirklicher Garten mit Blumen, Rasen und Gemüsebeeten wird. Und wenn man dann die Früchte der eigenen Arbeit ernten kann ... hmm ... ein Genuss sondergleichen.

Es ist nicht nur die viel beschworene Do-It-Yourself-Mentalität, die uns antreibt. Nicht nur darum selbst zu machen, sondern darum bewusst zu erleben, was Nahrung ausmacht, geht es uns. Den Rhythmus der Natur vom Saatkorn bis zur Frucht zu erleben ist ein einzigartiges Erlebnis. Es macht Lust. Lust auf Mehr. Die Planung für die Erweiterung des Gartens im nächsten Frühjahr ist schon im vollen Gange.

Obwohl Gärtnern nichts für jeden ist, erlebe ich in vielen Gesprächen Neid auf das, was wir machen. Und wenn es auch nicht jedem möglich ist unserem Beispiel zu folgen, so fühlen wir uns doch wie ein kleines Licht in der Tristesse Bochums.

Wir können unserem Rand etwas abgewinnen: unser kleines Paradies.

Lennart Nuschke, *Tschernobyl-Jahrgang, Caritaswissenschaftler (MA) und Student der (ev.) Gemeindepädagogik und Diakonie, seit Februar 2015 in Bochum.*

Rolf Euler

Stadtrand

Ich kannte das Revier kaum, weil die Uni Bochum einen Ruf als neuartige Uni hatte, zu der es viele Interessierte zog. Dass sie am Südrand des Reviers, neben stillgelegten Stollenzechen an der Ruhr, nicht weit von Bergwerken wie Friederika, Prinz Regent, etwas weiter schon von Hannover, Constantin und Alte Haase (Sprockhövel) gegründet wurde, spielte keine Rolle. Aber die Lage des neuen Campus war eben außerhalb des traditionellen Handels-, Stahl- und Bergbaubereichs der Revierstadt. Am Rande zu studieren war politisch so geplant. Und der eigentliche Kontakt ins Revier kam erst 1968 über interessierte Bergleute von Robert Müser in Langendreer, oder später, bei den Septemberstreiks, von Germania aus Dortmund.

Es war ein deutlicher Wandel, als während der 68er Bewegung Teile der Probleme des alten – damals noch hochaktuellen! – Reviers Einzug in die Seminare bzw. in die Baracke 8 der Uni hielten und viele von uns dann nie wieder loslassen sollten.

Vom Rand in die Mitte war (ohne es sich ständig bewusstzumachen) eine Wanderung nicht nur durch die Stadt, sondern durch soziale und politische Verhältnisse, deren Verständnis nur wachsen konnte, wenn wir „am Rande“ blieben. Eine gesellschaftliche Randgruppe verstand sich als in der Mitte lebend.

... weiter mit ***Randlos*** *auf S. 7 ...*

Zeichnung: Manfred Walz

Lesetipp

Richard Reynolds
Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest
orange press, Freiburg, ISBN 978-3-936086-44-7
Richard Reynolds porträtiert kurz diese im 17. Jhd. in England entstandene Bewegung. Der zweite Teil des Buches widmet sich den Waffen des Gärtners. Mit vielen Illustrationen zeigt Reynolds die Liebe und den Elan, den Guerilla Gardener in ihre Umgebung stecken, was für Ergebnisse dabei herauskommen und wie man selbst gegen die Tristesse vorgehen kann. Er behandelt dabei alle Vorzüge der Tätigkeit sowie alle Probleme, die auftreten: Von aggressiver Fäule bis zu Polizeieinsätzen vermittelt Reynolds grundlegendes Wissen, das Lust macht direkt loszulegen. Man merkt dem Autor an, warum er selbst seit Jahren Guerilla Gardener ist und wie für ihn nicht nur der simple Nutzen sondern eine ganze Ideologie des Guerilla Gardening im Fokus ist.

Manfred Walz

Mitten Rand – gestern bedeutende Transitorte heute

Dortmund: Hoesch Tor 1

Herne-Sodingen: Zeche Teutoburgia

Vor Zeiten und heute noch setzt sich das Ruhrgebiet aus Siedlungen, Vorstädten, Zentren und aus den verbotenen Gebieten der Hütten und Zechen zusammen, die nur für Ausgewählte betretbar waren. Der zugelassene Ort des Übergangs war das „TOR 1“. Für viele, zum Beispiel für die Stahlarbeiter von Rheinhausen, war es der Ort, an dem sie im Durchgang zur Wechselschicht „ihren Kopf unter den Arm nahmen“. Hinter dem Tor waren die Kollegen, die AchtStundengruppe auf der Hochofenbühne, an den Kokillen, oben in den Krankabinen, im Steuerstand über den Walzgestellen oder in der Kaue und untertage im Streb. Da hinter dem Tor war immer auch Stolz, eine schwere Arbeit gemeinsam und gut zu meistern. In der Regel gab es Tag um Tag die Arbeitsqual im einsamen Betrieb mit der Maschine. Das Tor war der Übergang in diese Welt aus der anderen. Lange nachdem der Betrieb geschlossen wurde, ist der Torort immer noch eingebrannt, auch wenn er heute nicht mehr durchgangen wird. Er war Transitort für die Arbeitsleute drinnen und Grenzort für die anderen, die nicht Zugelassenen draußen. Jeden Tag strömten Tausende hin und zurück, drei Mal am Tag, immer durch dasselbe Tor – Schichtwechsel, Wechselschicht.

Duisburg-Rheinhausen: Krupphüttenwerk Tor 1

Die Tore mit der „1“ waren die Hauptorte des Übergangs in den verbotenen Bezirk. Sie haben heute ihre Bedeutung verloren, sie bleiben Erin-

Marl: Zeche Brassert

nerungsorte für die Ausgeschiedenen und die Ausgespuckten. Für die Region sind sie vergessene Orte, abgerissene meist. Im regionalen Gedächtnis sind sie zu gestischen Orten verkommen. Orte, die mit starker Geste auf etwas hinweisen, das hier jahrzehntelang Bedeutung für den Alltag hatte, sie aber mit der Werksschließung verloren hat.

Heute liegen die Tore am inneren Rand von Alltagserinnerung und Lebensgang, oft am Rand des Stadtteils, den der Betrieb erzeugt hat, wie Rheinhausen durch die Krupphütte oder sogar in seiner Mitte – wie das bildhaft zugemauerte Tor 1 der GuteHoffnungsHütte in Sterkrade, jetzt Oberhausen. Die ehemaligen Betriebsflächen werden zum Zentrum massenhaften Konsums wie in Sterkrade, zu Orten von Lustbarkeiten oder Filmprojektionen, oft sind sie auch Brachen geblieben, als „Industrie-Natur“ schöngeredet. Manches Mal liegen Abbruchberge aus Betonblöcken, Biegewerke aus Alu oder Stahl, Staubberge hinter dem Tor, frisch getrennt und sortiert wie bei Opel 1 in Bochum-Laer. Selten wurden die Orte hinter den Toren zum Museum der Arbeitsgeschichte wie bei Hoesch hinter dem Borsigplatz oder zum Park wie bei der stillgelegten Zeche Brassert in Marl. Manchmal wurde das Zechengelände auch zum Werkplatz von Künstlern wie in Herne-Sodingen. Dort überschreitet der „Fußgänger“ jetzt stellvertretend für all die Bergleute die ehemalige Grenze zum Betriebsgelände der Zeche Teutoburgia, das heute Landschaftsschutzgebiet und KunstWald geworden ist. Hinter den Toren liegt jetzt eine andere Welt oder keine mehr.

***Manfred Walz**, Stadtplaner, immer daran interessiert, was dahinter liegt und wie es sich entwickelt hat und verändern wird. (Text + Fotos*

Oberhausen-Sterkrade: 1 GuteHoffnungsHütte Tor 1

Rolf Euler

Randlos

Früher dachte man, die Erde sei eine Scheibe. Das hatte eine theoretische und psychologische Folge: Jeder war in der „Mitte“, niemand wohnte am Rand, denn bis da war ein weiter Weg. Nur Seefahrer wagten sich dorthin. Und wenn sie nicht wiederkamen, waren sie vom Rand gefallen ...

Seit man weiß, dass die Erde rund und „ohne Rand“ ist, gibt es auch keine „Mitte“ mehr – es sei denn, eine willkürliche, sozial oder politisch definierte.

Erich Kästner dichtete:

„Irrtümer haben ihren Wert,
jedoch nur hier und da.
Nicht jeder, der nach Indien fährt,
entdeckt Amerika.“

*... weiter mit **Abseits** ...*

Rolf Euler

Abseits

Wir wohnen am Nordrand von Recklinghausen und damit des Ruhrgebiets: Nach 5 Minuten mit dem Fahrrad sind wir zwischen Feldern und Pferdehöfen.

Am Nordrand des Reviers? 30 Minuten mit dem Fahrrad Richtung Norden erreichen wir eine noch (bis Jahresende) produzierende Schachtanlage. Das Revier entgrenzt sich bis hinter Haltern und Dorsten, bis nördlich der Lippe. Wer will da sagen, er wohne „am Rand“? In Lavesum, Olfen? Wo die Pendler aus Marl und Recklinghausen schlafen?

Am „Rand“, in den Rieselfeldern nördlich Waltrop, die vom Kreis Recklinghausen von RWE gekauft wurden zur Industrieansiedlung, wird uns das neue Revier und Tausende von Arbeitsplätzen erschwärmt.

Andere wohnen „mitten im“ Ruhrgebiet: Ein paar Minuten zu Fuß sind sie zwischen Feldern, Höfen, Wäldern – z.B. in Herne an der Stadtgrenze zu Castrop-Rauxel. Oder am Strand des Kanals. Und wenn sie eine Zeche sehen wollen, müssen sie weit fahren – es sei denn, sie sehen den Schachtturm einer stillgelegten oder auch einer Museumszeche. Wohnen sie jetzt am „Südrand“ des Reviers?

Andere wohnen am „echten“ Südrand des Ruhrgebiets – wenige Fahrradminuten von der Ruhr oder den Stauseen oder den Ruhrbergen, mitten in Witten, Hattingen, Wetter, den ehemaligen Zentren des Steinkohlenbergbaus. Das eigentliche Ruhrgebiet hat gar keinen Rand, und wir – wir wohnen gar nicht am Rand – sondern mittendrin.

*... weiter mit **Strandkostüm** auf S. 15 ...*

Yasemin Utku

Stadtentwicklung im Dialog – auch in Bochum

Rund 72 ha „Spielraum“ für die Stadtentwicklung: Nach dem Ende der Automobilproduktion von Opel in Bochum wird allein auf dem Gelände Opel I eine riesige Fläche verfügbar, die durch ihre Dimensionen Weichen für die Stadtentwicklung in Bochum stellen könnte. Mit Bekanntgabe der endgültigen Opel-Werksschließung zum Jahresende 2014 wurden schon 2013 Aktivitäten zur Überplanung der drei Bochumer Opel-Standorte angeschoben, die insbesondere Ansiedlungen von Forschung und Entwicklung sowie „neuem Gewerbe“ in den Blick nahmen. Die Stadt Bochum führte Planungswerkstätten unter breiter Beteiligung lokaler Akteure durch, das Spektrum reichte von den planenden und bauenden Verbänden über soziale Träger und Initiativen bis hin zu Akteuren aus Wirtschaft und Wissenschaft – und auf einmal schien es möglich, die zunächst als Katastrophe empfundene Werksschließung auch als Chance für neue Wege in der Stadtentwicklung zu begreifen. Es wurden Rahmenpläne erarbeitet, die Aufstellung von Bebauungsplänen beschlossen und von der Politik Leitlinien für die künftige Entwicklung verabschiedet. Dieser zunächst in der Öffentlichkeit als sehr positiv empfundene Verlauf des Entwicklungsprozesses fand jedoch spätestens dann ein jähes Ende, als bekannt wurde, dass sich DHL mit einem Logistikzentrum auf der Fläche Opel I ansiedeln will. Die vom Rat der Stadt Bochum beschlossenen Leitlinien sahen für das Areal zu diesem Zeitpunkt jedoch noch eine andere Entwicklung vor:

„Der Standort Opel I soll durch das Zusammenwirken von Dienstleistungsbetrieben, Forschung, Entwicklung und Produktion geprägt werden. Er kann neue Nutzungsoptionen für die Kooperation der Bochumer Hochschulen sowie für die regionale Universitäts- und Hochschulallianz bieten. Es muss ein zukunftsfähiges, ganzheitliches Quartier mit ergänzenden städtischen Nutzungen entwickelt werden.“ (aus: Bochumer Position von 1/2014)

Da diese Leitlinien nun nicht mehr mit der Ansiedlung des DHL-Logistikzentrums zusammenpassten, wurde im Rat kurzerhand ein neuer Beschluss gefasst. Begründet wurde dieser Schritt – wie so oft – mit der Zahl der entstehenden Arbeitsplätze bei DHL, die je nach „Erzählung“ zwischen 600 und 1.200 liegen soll. Über die Qualität der Arbeitsplätze oder die mit der Ansiedlung verbundenen LKW-Verkehre (es kann von durchschnittlich 70 LKW/Std. ausgegangen werden) wurde jedoch nur selten gesprochen. Zu selten.

Möglicherweise wäre die Entscheidung der Politik anders ausgefallen, wenn es zu diesem Zeitpunkt umfassende Überlegungen und Beschlüsse für die Stadtentwicklung insgesamt und damit auch für eine profilierte Perspektive für die Gesamtstadt Bochum gegeben hätte. Dies hätte vielleicht einen „Schnellschuss“ dieser Art verhindern können und den Rückhalt für zukunftsorientierte Stadtentwicklung gestärkt. Inzwischen ist die Ansiedlung von DHL nahezu unter Dach und Fach und damit ist bereits ein Drittel der Fläche von Opel I belegt. Für ein weiteres Drittel läuft gerade ein Planungswettbewerb, der sich vorrangig auf Bebauungsvorschläge für die Bereiche beidseits der Wittener Straße fokussiert und den angrenzenden Stadtteil Laer mit einbezieht. Das verbleibende Drittel wird als „klassisches“ Gewerbegebiet entwickelt. Die in den Workshops begonnene Beteiligung unterschiedlicher Akteure, aber auch die Kommunikation zum Planungs- und Entwicklungsstand der Fläche scheint, abgesehen von kleineren Artikeln in der Lokalpresse, mittlerweile vollständig zum Erliegen gekommen zu sein. Für die unter Hochdruck laufende Flächenbereitstellung wurde die „Bochum Perspektive 2022 GmbH“ gegründet, die gemeinsam von Opel und der Stadt Bochum getragen wird. Aber selbst über die Internetseite www.bochum2022.de sind keine Informationen zum Planungsprozess verfügbar.

Unklar ist bis heute, welches Ziel hinter dieser rasanten Flächenbereitstellung steht. Wer macht diesen Druck und für was oder wen (abgesehen von DHL) werden die Flächen aufbereitet? Welche Rolle spielt das Land NRW, insbesondere das Wirtschaftsministerium, in diesem Zusammenhang? Welche Inhalte, Profile und Themen jenseits von DHL sollen hier realisiert werden? Oder anders gefragt: Könnte diese Fläche (wie noch einige andere im Bochumer Stadtgebiet) nicht so etwas wie eine „Spielwiese“ oder ein Möglichkeitsraum für ein neu zu denkendes Bochum sein?

Für ein integriertes Gesamtkonzept für die Fläche Opel I ist es inzwischen zu spät, zu viele Einzelmaßnahmen sind bereits angestoßen oder umgesetzt. Aber für das Nachdenken über Stadtentwicklungsstrategien für die Gesamtstadt Bochum ist es nie zu spät. Hier setzt die Initiative „BOLOG – Bochum im Dialog“ an. Eine Gruppe von acht Bochumer Bürgerinnen und Bürgern, die sich auch beruflich im Bereich Stadtentwicklung bewegen, hat die Initiative BOLOG gegründet, um einen breiten, offenen und konstruktiven Dialog zu Themen der Stadtentwicklung in Bochum anzustoßen. Ausgehend von der Entwicklung der Opel-Fläche besteht die Chance, die Gesamtstadt in den Blick zu nehmen und ein neues Kapitel für die Entwicklung Bochums aufzuschlagen. Schließlich geht es um nicht weniger als die Frage, wie das Bochum von morgen aussehen soll und welchen Stellenwert es in der Region hat. Und dazu gehört auch, wie die jüngst kreierte „Marke Bochum“ (http://gruppe-bochum.de/die-marke), die im Auftrag der Stadt Bochum erarbeitet wurde, mit Inhalten gefüllt wer-

den kann. Ein wesentlicher Punkt für BOLOG ist die Teilhabe aller, die sich für den Prozess interessieren. Ein so zukunftsrelevantes Thema wie die Stadtentwicklung sollte nicht im stillen Kämmerlein entschieden werden, sondern das Ergebnis einer bewussten und gelebten Beteiligungskultur sein.

Als Auftakt für eine neue offene Debatte zur Stadtentwicklung in Bochum hat BOLOG im Juni 2015 eine öffentliche Vortrags- und Diskussionsveranstaltung durchgeführt. Mit mehr als 160 Interessierten, zu denen neben Bürgerinnen und Bürgern auch Angehörige der Hochschulen, der Stadtverwaltung, des Regionalverbandes Ruhr sowie Vertreter verschiedener Parteien und der Bochumer Unternehmerschaft zählten, wurden alle Erwartungen mehr als übertroffen. Ein sicheres Zeichen dafür, dass das Thema Stadtentwicklung in Bochum auf ein breites Interesse stößt. Prof. Dr. Rolf Heyer (Geschäftsführer der Bochum Perspektive 2022 GmbH und der Entwicklungsgesellschaft Ruhr-Bochum mbH) berichtete zu Beginn kurz zum Stand der Opel-Flächenaufbereitung. Anschließend wurde anhand von Beispielen großer Flächenentwicklungen in Gummersbach und in Kamp-Lintfort aufgezeigt, wie eine Beteiligung der Bevölkerung an den Entscheidungsprozessen aussehen kann. Die drei Vorträge lieferten die Grundlage für die anschließende Podiumsdiskussion, an der Rolf Heyer (s.o.), Eckart Kröck (Stadtplanungs- und Bauordnungsamt), Carsten Köchel (Präsident Marketing-Club), Achim Dahlheimer (Gruppe BOLOG) und Wolfgang Prauser vom Hannoveraner Bürgerbüro Stadtentwicklung für Beteiligungskultur teilnahmen, ihre unterschiedlichen Standpunkte und Erfahrungen darstellten und sich den Fragen und Anregungen aus dem Publikum stellten. Es wurde deutlich, dass es in Sachen Partizipation nicht den einen Königsweg gibt, sondern verschiedene Modelle und Strukturen denkbar und vonnöten sind. Voraussetzung für jede Art der offenen Diskussion und eine breite Beteiligung ist jedoch der erklärte Wille der städtischen Entscheidungsträger; nur so können passende Beteiligungsstrukturen entwickelt werden.

Die Veranstaltung hat einige Punkte deutlich gemacht und damit auch die Grundlage für weitere BOLOG-Aktivitäten geschaffen: Einerseits kann es bei der Entwicklung von städtischen Flächen – und Opel ist da nur ein Beispiel von vielen in Bochum – nicht nur um die möglichst schnelle und lukrative Ansiedlung von Gewerbe gehen. Vielmehr muss es um eine breite Zukunftsdiskussion gehen, die auch Belange wie Kultur, Wohn- und Lebensqualität, Verkehrskonzepte, Verbindung der Hochschulen und der Stadt, medizinische Versorgung etc. mitdenkt. Es ist mehr als überfällig, dass Bochum über eine gesamtstädtische Perspektive nachdenken muss, die dann auch – anders als das in der Vergangenheit von der Stadt erarbeitete Konzept „Bochum Perspektive 2015“ – politische Wirksamkeit entfaltet. Auch hinsichtlich einer künftig zu öffnenden Beteiligung an Stadtentwicklungsfragen hat die Veranstaltung ihre Ziele mehr als erreicht: Sie hat Impulse für eine offene Dialogkultur in Bochum gegeben, um gemeinsam eine zukunftsfähige und lebenswerte Stadt zu gestalten.

Aber was folgt nun? Um einen solchen Prozess, wie er nun in Bochum ansteht, kontinuierlich und kritisch zu begleiten, bedarf es einer breiten öffentlichen Diskussion und einer stärkeren Verankerung von Beteiligung – ein Arbeitsfeld, in dem es in Bochum durchaus noch Handlungsbedarf gibt. BOLOG als ein loser Zusammenschluss ehrenamtlich Engagierter kann einen so umfänglichen Prozess nicht allein leisten und versteht sich auch eher als Anstifter oder Begleiter von Diskussionen zur Stadtentwicklung Bochums. Aber die anstehenden personellen Wechsel von Oberbürgermeister und Stadtbaurat eröffnen die Möglichkeit für die Etablierung einer neuen Planungs- und Partizipationskultur in Bochum: Die Stadt kann auch in dieser Hinsicht ein neues Kapitel aufschlagen und einen gemeinsam von allen Interessierten getragenen Stadtentwicklungsprozess anstoßen. Dabei muss jedoch deutlich werden, dass Beteiligung eine ernstzunehmende Rolle spielt und die Stadtentwicklung nicht unreflektiert von ökonomischen Einflüssen dominiert wird. Neben der gemeinsamen Erarbeitung eines Stadtentwicklungskonzepts wäre auch die Einrichtung eines unabhängigen Gremiums sinnvoll, etwa in Form eines Beirats oder eines Vereins, der den Entwicklungsprozess dauerhaft begleitet, Impulse auffängt und weitergibt, planerisch und strategisch berät und ein Forum zur kritischen Diskussion bietet. Außerdem könnten, anknüpfend an die früheren Veranstaltungen, immer wieder Workshops zum Thema oder auch Aktionstage auf dem Opel-Gelände (und anderen in der Diskussion stehenden Arealen) durchgeführt werden. Vieles ist denkbar! Es geht darum, für diesen Dialog passende Strukturen zu entwickeln, ihm eine Plattform zu geben – und da ist noch eine Menge zu tun.

***Yasemin Utku**, Stadtplanerin und Architektin im Ruhrgebiet – mit einer besonderen Schwäche für Bochum. Text + Fotos für BOLOG – Bochum im Dialog. Dank an Hanna Hinrichs und Hans Hanke*

„BOLOG – Bochum im Dialog“ sind: Achim Dahlheimer, Prof. Andreas Fritzen, Dirk Godau, Dr. Hans H. Hanke, Dr. Hanna Hinrichs, Prof. Dr. Uta Hohn, Yasemin Utku, Christine Wolf. Kontakt: impulse-bochum@web.de

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO
gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,– € pro Jahr.

Rechnungsanschrift *(AbonnentIn)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____
Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift *(falls von Rechnungsanschrift abweichend)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____

Zahlungsweise
O **Verrechnungsscheck** über 18,– € liegt bei
O **Überweisung** über 18,– € ist erfolgt
am _____ an ***AMOS***, Marl,
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Robert Bosshard

Neues vom Rand der Arbeitswelt

Mein Freund Jürgen, ein akademisch ausgebildeter Holzbildhauer und Bildermaler, arbeitet unter anderem seit Jahren mit dem Motiv, uns die Erde als Satelliten mit der Menschheit als Besatzung in den Blick zu rücken, auf dass wir Mitverantwortung für den Flug übernehmen sollen. Das Resultat sind fantastisch tolle Bilder und Objekte, verrätselt und voller Emotionen, aber nicht in der Gattung Schönfärberei. Immer wieder müssen wir bitter lachen, wenn wiedermal einer seiner Atelierbesucher bestürzt dem auf der Staffelei stehenden Werk den Rücken dreht, um sich der Stellungnahme zu entziehen, da, wie diese Kunsthändler meinen, der Warenwert dieser Kunst nicht abzuschätzen sei.

© 2015 J. Grislawski

Sein Arbeitsplatz ist ein professionell auf sein Tätigkeitsfeld eingestellter Werkraum, der sich im kargen Erdgeschoss eines Altbaus im vergessenen Ruhrgebietsnorden befindet. Der Arbeitstag beginnt um neun und endet gegen fünf. Seine Werkstücke sind metaphysisch verzauberte Holzstücke und großformatige Leinwände, Zeichnungen und Plakate. Diese wettern über verloren gegangene Utopien oder witzeln über den Humor von uns Deutschen, man kann diesen Künstler also sowohl als Surrealisten wie auch als Realisten begreifen.

Seine Tätigkeit, die hohe Konzentration und Geschicklichkeit erfordert und weitgehend isoliert vonstatten geht, wäre in seinem durch Arbeitslosigkeit und Abwanderung geprägten Umfeld nicht ohne weiteres auszuhalten, wenn das Milieu nicht noch immer von der proletarischen Kultur der vergangenen schwerindustriellen Epoche mitgeprägt wäre. Wie früher in Arbeitskolonnen an der Kohlenfräse untertage oder auf Schicht am Hochofen üblich, erlebt er seinen Kietz, den Ortsteil, in dem er lebt, in der Art einer Abteilung eines Produktionsunternehmens, trifft seine Kollegen in den Pausen, bleibt integriert in der Szene der Gleichgesinnten, stärkt seinerseits die Fraktion der Zurückgebliebenen, und also wird allgemein respektiert, wie kompromisslos zäh er an der Ausübung seiner Berufung hängt.

Es versteht sich von selbst, dass diese indigen mit dem Norden des Ruhrgebiets verbundene (aus ihr „stammende“) Kunst nicht die propagandistisch begründete aufblühende Metropolenregion vor Augen führt, sondern das Leben im verarmenden Industrierevier thematisiert, also am liebsten (kunstmarktgerecht zur newyorker oder berliner Industrieromantik verkitscht) zur Deko umgedeutet würde, gäbe es da nicht die Kollegen vor Ort, welche Ausstellungsräume in Kulturzentren und Privaträumen besorgen, würden seine kritischen Befunde nicht in seinem Revier von Mund zu Mund propagiert, wären die Einladungen zu Atelierfeiern nicht der Stolz aller lokalen Sammler ... aber so wird diese originelle Ästhetik unmerklich sogar zur Marke des Ortsteils, in dem er lebt ... und es lässt sich tatsächlich, wenn auch nur knapp, über Jahrzehnte überleben damit. Nur, was absolut schrecklich ist, so ein Arbeitsplatz wird in keiner Weise gewerkschaftlich flankiert (ist aber immerhin heute schon durch die Künstlersozialkasse ans staatliche Sozialsystem angeschlossen), und langfristig ist so ein Künstler nur minimal abgesichert (ein gesetzlich garantiertes Grundeinkommen ist im Hinblick auf derartige, postschwerindustriell geprägte, eben bezogen auf die sogenannten „Neuen Arbeitsplätze“, absolut dringlich zu diskutieren).

Um unseren offensichtlichen kulturellen Stillstand zu durchbrechen, bedürfen wir systemischer Irritationen. – Wirklich, es muss wieder dazu kommen, dass nicht jeder unkonventionelle Künstler oder unpopuläre Berichterstatter automatisch auf Hartz-Vier oder ins Netz der Abhängigkeiten von Angehörigen abrutscht und also als Status eliminiert werden muss, denn ohne handelnde Kritik bliebe unser Glück hoffnungslos hinter der Festungsmauer des konsumistisch hergeleiteten momentanen Wohlstands zurück.

***Robert Bosshard**, Jg. 39, Oberhausen (Text + Foto)*

Lesetipp

Ingrid Krau
KOHLE, ÖL und KRIEG - eine Biographie
TRANSIT Verlag, Berlin, 2015

Die Lebensgeschichte des Bergingenieurs, Vater der Autorin, beginnt mit dem Abstieg der Familie in Inflation und Weltwirtschaftskrise. Die Eltern haben ein klares Ziel, Arbeit und Erhalt des bürgerlichen Status. Sie sind konservativ und nun offen für die Versprechen des Nationalsozialismus. Sportbegeistert und jugendbewegt sehen sie sich als moderne Menschen.
Eine zeittypische Lebensgeschichte, besonders wird sie durch die Bindung an die Deutsche Erdöl AG. (DEA), die schon im Ersten Weltkrieg über ihr Braunkohlerevier in Thüringen die Reichsmarine beliefert, auf die Eroberung ausländischer Ölquellen setzt und mit dem Zweiten dazu neue Chancen sieht. Es folgt die Einbindung in die Großmachtpolitik des Nationalsozialismus. Nun geht es um die Treibstoffgewinnung aus Braunkohle für die Wehrmacht, bis das ausländische Öl erobert sein wird.

Carl-D.A. Lewerenz

Flaschensammler

Bochum-Innenstadt, Fußgänger-Straße, an einem Julinachmittag; es nieselt etwas. Mäßig viel Fußgängerbetrieb. Ein Endfünfziger inspiziert einen Abfallbehälter. Ich gehe langsam auf ihn zu. Er ist nach anfänglichem Zögern einverstanden, mit mir zu reden. Seine Plastiktüte ist halbvoll mit geleerten Plastikflaschen. Nicht hochgewachsen ist Jannis, gepflegtes, schütteres, aber gewelltes Haar; auffällig sein violettes Oberhemd.

Er mache das nicht oft, vielleicht zweimal in der Woche. Eigentlich lohne es sich nicht.

Den Blickkontakt vermeidet er. Fortwährend sieht er umher, als befürchte er die jederzeitige Entdeckung bei etwas Verbotenem.

Seine Muttersprache ist nicht das Deutsche. Es ist ihm unangenehm, so befragt zu werden. Aber auch unter den Blicken der nichtsammelnden Passanten leidet er bei seiner Arbeit und nimmt es hin.

Ich bedanke mich für seine Gesprächsbereitschaft und entferne mich.

Einige wenige Euro kommen wohl jedes Mal zusammen. Will er den Eindruck erwecken, er habe es eigentlich nicht nötig?

Die Bochumer Innenstadt ist janusköpfig: einerseits die bunte Geschäftswelt mit einer Vielzahl von Stoppern und Schaufenstern für das zahlungskräftige Publikum. Andererseits der Stadtteil mit der höchsten Einwohnerquote von Transferleistungsbeziehern. (Damit es nicht so weit ist zu den guten Bettelplätzen?)

Wie die deutsche Vermögensverteilung sich im Groben darstellt, ist kein Geheimnis: Die obersten 10% besitzen über 60% des Geldvermögens, und die untersten 10% haben Nettoschulden. Das sind rund 8 Mio. Menschen. Die vorhandenen Schuldenberatungsstellen können hiervon mit Mühe rund 3% bewältigen. Die restlichen 97% lassen sich – da unberaten – höhere Beträge abknöpfen als in der gesetzlichen Zumutbarkeitstabelle der pfändbaren Beträge vorgesehen ist.

Als ebenfalls randständige „Parallel-Gesellschaft der Asozialen“ sind schließlich auch die Bewohner der teuren Wohnviertel zu bezeichnen, die durch politische Einflussnahme eine Vermögensabgabe und höhere Einkommenssteuern verhindern und damit Menschen wie Jannis zum Flaschensammeln nötigen und seine Würde antasten.

*Der links-grüne **Carl-D.A. Lewerenz**, von den Näherstehenden „Carlo“ genannt, von der RUB schließlich mit einer Jura-Diplom-Urkunde bedacht, hat den Bochumer Mieterverein auf Kurs gebracht und dann die Schuldenberatung Bochum initiiert und mitaufgebaut und ist auch mit siebzig noch radikal Gerechtigkeit liebend.*

Lesetipp

Philipp Catterfeld, Alban Knecht (Hg.)
Flaschensammeln. Überleben in der Stadt
Konstanz 2015, UVK Verlag, ISBN 978-3-86764-624-6

Benjamin Benz

Ein Tag an 12 Einkommensrändern

Unterkanten

- „totalsanktionierte“ Hartz IV-Empfänger_innen und illegalisierte Personen: .....0,00 €
- „Taschengeld“ für neu ankommende Asyl suchende Menschen (neben Sachleistungen): .....4,77 €
- Regelsatz Hartz IV (Haushaltsvorstand), ohne Wohnkosten: .....13,30 €
- gesetzlicher Mindestlohn (ausgenommen u.a. Jugendliche und Langzeitarbeitslose): .....64,00 €
- Grundgehalt eine_r Professor_in in NRW in der niedrigsten Stufe (W 1): .....135,41 €
- Diät eines/einer Landtagsabgeordneten NRW (ohne Betrag für die Altersversorgung): .....287,07 €

Oberkanten

- Floristik-Branche, oberste Entgeltgruppe (West): .....73,91 €
- Oberbürgermeister_in in NRW, bei über 500.000 Einwohner_innen: .....404,08 €
- höchste Vergütung unter Vorstandsvorsitzenden gesetzlicher Krankenkassen 2014: .....813,45 €
- Spitzenverdiener_in unter den Sparkassen-Chefinnen/Chefs in NRW 2013: .....2.204,11 €
- bestbezahlte_r Chef_in eines DAX-Unternehmens 2014: ...ca. 43.561,64 €
- bestbezahlte_ r Spieler_in der Fußball-Bundesliga 2014 (Gehalt und Werbeeinnahmen): .....46.301,37 €

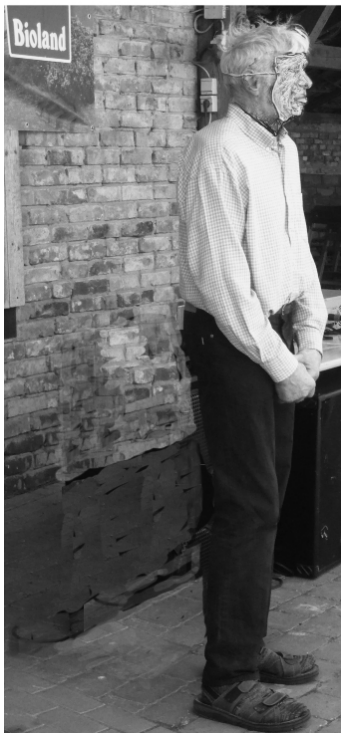
Basis: 8 Stunden/Tag; 30 Tage/Monat; 365 Tage/Jahr

***Benjamin Benz**, Jg. 1973, lebt in Recklinghausen und arbeitet als Sozialarbeiter und Politikwissenschaftler an der Evangelischen Fachhochschule RWL in Bochum*

Robert Bosshard

Am Rand der Industrielandschaft

Ein in Deutschland lebender Biobauer (also ein Berufstätiger, der auf dem Niveau der durchschnittlichen Lebenshaltungskosten innerhalb der Eurozone eine naturnahe Nahrungsmittelproduktion anstrebt) ist bekanntlich in der Regel nicht in der Lage, mit dem daraus resultierenden Einkommen auf normalem kulturellen Niveau eine Familie durchzubringen. Also ist Nebenerwerb angesagt, und so fasste Heinrich den Entschluss, ausgebildet als Krankenpfleger, sich im eine knappe Autofahrstunde von seinem Hof entfernten Krankenhaus auf Dauernachtschicht einstellen zu lassen. Seit über fünfundzwanzig Jahren profitiert er von dieser immerhin krankenkassen- und rentenstabilen Einnahmequelle und schafft es damit, seinen kleinen Hof als einen praktisch einkommensneutralen (verlustlosen) Nebenerwerbsbetrieb zu halten.



Natürlich spielt bei jeder Warenproduktion, die den Gesetzen des investitions-, wachstums- und gewinnorientierten Marktgeschehens der industriellen Landwirtschaft widerspricht (zum Beispiel auf Grund der Einführung ökologischer und humaner Kriterien), eine entscheidende Rolle, ob der Betrieb es auch schafft, einen zuverlässigen und autonom handhabbaren Vertrieb der eigenen Produkte zu organisieren. Und als damals, in Folge der Explosion des Kernkraftwerks von Tschernobyl, die im Luxussegment des Marktgeschehens positionierten Absatzgarantien platzten, da bot ein Freund im Ruhrgebiet, der die anders gearteten Reflexe seiner Nachbarn kannte, die Möglichkeit, mittels der gezielt in der Straße eingesammelten Adressen eine Einladung zum Erntefest als Nachbarschaftinitiative zu organisieren.

So geht es mittlerweile seit über 25 Jahren: Der Bauer wird gebeten, vor den versammelten Kunden die Qualität seiner Ware zu erläutern und im Rahmen eines kurzen Vortrags den Verlauf des vergangenen Landwirtschaftsjahrs zu skizzieren. Als Gegenleistung werden die von ihm gestifteten (weil zu klein nicht Euronorm entsprechenden) Kartoffeln und die nicht haltbaren (weil nicht tieffrierbaren) Bestandteile des Schaffleischs in drei bis vier der umliegenden privaten Küchen gebraten und im Hinterhof der Initiatoren aufgetischt. Zugleich gibt es unter dem Motto „Kunst für Natur“ in wechselnder Beteiligung ortsansässiger Poeten, avantgardistischer Musiker und weiterer (nun städtischer) Nebenerwerbler ein wahres Straßenfest ... was für viele der Beteiligten zu einem der Höhepunkte des nachbarschaftlichen Zusammenhalts führt, noch immer, wenn auch (mit Heinrichs Rente und dem glücklich vollzogenen Generationenwechsel auf dem Hof) bloß noch als Appendix des weit marktkonformer rationalisierten Biohofs seines Sohnes ... und auch die das Festessen begleitende moderne Lifemusik wird im Verhältnis zur medialen Indoktrination als Randprodukt goutiert.

Dieses jedes Jahr neu improvisierte kleine Fest mit zum Höhepunkt Heinrichs „Bäuerlicher Rede“ transportiert einen anrührenden emotionalen Gehalt, aktuelle landwirtschaftspolitische Reflektionen und lokalkulturelle Entdeckungen. Allerdings weder als Leuchtturm konsumistischer Alternativen (jede über die Flüsterpropaganda hinausgehende Popularisierung würde den Charakter der Zusammenkunft verstören) noch als kulturpolitische Basisinitiative (da diese eines alltäglichen Engagements bedürfen). Trotzdem, als Denkmodell kann möglicherweise so ein Stadt-Land-Transfer idealtypisch aufzeigen, wie zu Hunderten in unterbesetzten Höfen, leerstehenden Ladenlokalen oder halbgenutzten Häusern für einen oder zwei Tage im Jahr punktuell Nachbarschaftsverschwisterungen erblühen könnten.

***Robert Bosshard**, Jg. 39, Oberhausen (Text + Foto)*

Anton Schlösser

Ein Anderer

Gegenüber auf der Parkbank
ein Mann vertieft in ein Buch
seine Tasche neben sich

Legt das Buch weg
dreht eine Zigarette
etwas unordentlich nun

An seiner geschmackvollen Kleidung
nimmt es zu ohne weiteres Merkmal
ist er verwahrlost ein wenig

Sicher lebt er einsam sagt jemand.

***Anton Schlösser**, Jg. 1935, Studium der Medizin, Geschichte, Philosophie und Germanistik, Dr. med., 1978 – 96 Leiter der im Rahmen der Psychiatrie-Enquete gegründeten Fachklinik Langenberg, lebt in Hattingen, engagiert seit Anfang der 70er Jahre in der Friedensbewegung und der Sozialpsychiatrie.*

HANS RUDOLF UTHOFF

Als der Pott wieder kochte

Wirtschaftswunder im Ruhrgebiet 1950–1969

In den fünfziger und sechziger Jahren befand sich das Ruhrgebiet im Aufschwung. Der Erfolg der Schwerindustrie machte den Sprung in die Moderne möglich – neue Technologien, mehr Freizeit und eine ungeahnte Wirtschaftskraft halfen beim Blick nach vorn.
Hans Rudolf Uthoff besuchte und dokumentierte das Ruhrgebiet und seine Besucher zwischen 1950 und 1969 und schuf ein Archiv, in dem tausende von Aufnahmen schlummern. „Als der Pott wieder kochte" folgt dem erfolgreichen Bildband „Tief im Westen" mit einem anderen thematischen Fokus: Weg von der Ruhrgebiets-Idylle zeigt der neue Bildband viel mehr, nämlich das Potential des Ruhrgebiets dieser Zeit und was die Menschen daraus gemacht haben. Eine spannende Zeitreise für Jung und Alt.

➜ **128 Seiten, zahlr. Abb., Festeinband, 19,95 Euro, ISBN 978-3-8375-1243-4**

Überall im Buchhandel erhältlich!

Klartext Verlag, Heßlerstraße 37, 45329 Essen, Tel. 0201 / 86206-0, info@klartext-verlag.de

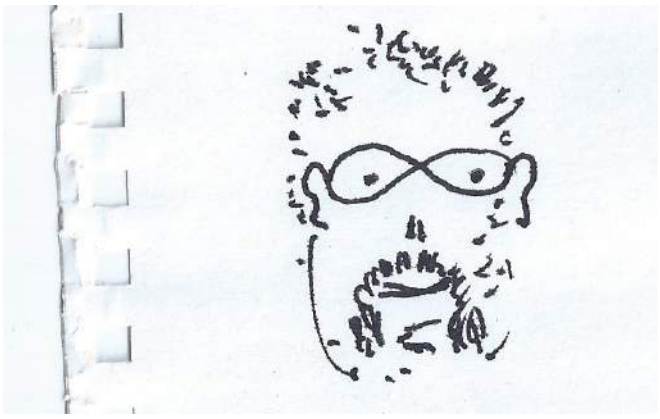
www.klartext-verlag.de

KLARTEXT

Peter Strege

Zeichnungen 13

Wenn die Zentren der Ränder bedürfen,
dann ist‘s Randlose Nichts.
Und bringen so (?) in ihrer
Fassungslosigkeit
die Durchgangsnull in der Endlosacht
zum Schweigen.



Bei den Überlegungen, wieso mir an deiner Arbeit des übercollagierten Heidelandschaftsbildes Pieter Breughel in den Sinn kam, hat mich heute früh beim Hundespaziergang sehr beschäftigt. Daraufhin habe ich das Internet um Auskunft bemüht und feststellen können, dass die Art der gemalten weltbevölkerten Beschreibungen, wenn ich diese als Tagbilder deute, deine Assoziation an Landschaft und Menschlichem eher der Nacht zuzuordnen ist. Im Unterschied zum holländischen Maler am Ende des Mittelalters findest du Gegebenheiten vor und gehst damit um. In dem einen Fall eine gemalte Heidelandschaft aus dem Kaufhauskatalog(?), an anderem Ort den grasbewachsenen „gewachsenen“ Boden unter unseren Füßen. Also erste, zweite, dritte und wer weiß die wievielte Natur noch?

Das, was vorher gewesen ist, was geschah und nun unter den (ge)wachsen(d)en Idyllen sich verbirgt, ist auszugraben. Dabei sind die Orte beliebig und nicht ans gemalte „Original“ gebunden.

Insofern gehört die außen liegende Arbeit zur Ersteren im Turm. Lediglich der Umstand, dass du nichts ausgegraben, sondern aufgestapelt hast, ändert die Ansicht. Macht sie unterschiedlich.

In beiden Arbeiten geht es um das, was sich vor unseren Augen, aber verborgen unter unseren Füßen, abspielt, geschieht und geschah.

(Hätten wir unser drittes Auge noch, wären wir vielleicht nicht so blind?)

Die Fülle des Unsichtbaren ergänzt die Menge des Sichtbaren um die Dimension dessen, was wir wissen könnten, was wir vielleicht ahnen, aber in jedem Fall gerne verdrängen.

Eine Schuldfrage, wenn sie sich damit verbindet oder jemandem aufdrängt, steht dabei weniger moralisch wertend im Vordergrund, als dass sie an den Umstand eines zu erinnernden memento mori gemahnt.

Wie sehr wir auch im Leben dem Lieben und Dasein verbunden sein mögen, es ist nicht zu leugnen und es nutzt auch kein Davonlaufen, wenn es um das Anerkennen, um die Einsicht unseres zeitlich beschränkten Daseins geht.

Und genau hier wäre es – nach meiner Vorstellung – schön, wenn die Eroberung der wirklichen Wiesenwelt durch Ausgraben (von einigen Puppen) eine seine Sprichwörtlichkeit überhöhende Direktheit hätte. Normalerweise ist es doch so, dass das Authentische dem Vitalen zugesprochen wird und nicht dem (wie in diesem Fall: gemalten) Zitat der Natur.

Das Grasfleckchen sollte aufgegraben daliegen und seine freigelegte „Beute“ die Zähne blecken lassen.

Das rotweiße Gitter schützt die Ausgrabung und macht die Baustelle zum Bodendenkmal.

Ist es nicht so, dass jeder (gewachsene) Boden eine, seine Doppelbödigkeit haben kann?

Dass die mögliche Modrigkeit eines jeden Untergrunds, und sei er aus noch festem Felsgestein gegeben, daher rührt, dass wir uns der (von uns) begangenen Taten und der dadurch unbewusst verursachten Katastrophen nicht sicher sind?

Stehen wir denn wirklich so fest auf den von uns durchs Leben erbrachten Fundamenten?

Sind diese auf Sand, auf Annahmen, auf Versprechungen, auf Treu und Glauben, auf Geheiß, auf Gehorsam und Treue, auf Glücksgewissheit, auf wissenschaftlich unterbauter Sicherheit, auf Trägheit und/oder Unsicherheit errichtet?

Gibt es da nicht den allgegenwärtigen Moment des erhofften „es wird schon gut gehen“?

Oder hat es nicht auch seine schillernde Anklage, dass wir nur zu genau wissen, wie sehr wir oft zu Gunsten von eignen Vorteilen bisweilen sehr selbstherrlich urteilen und handeln?

Wir sind im Erkenntniszustand des Wissens um uns selbst eingefangen und beschützen uns gleichzeitig damit. Wir trutzen der spiegelnden Gewissheit, widersprechen bisweilen sogar besserer Einsicht und scheuen den aufrechten Gang, kokettieren aber sehr gekonnt damit. Ganz besonders gerne vor anderen, die wir durch geschicktes Verbergen und zeitweiliges Aufblitzenlassen unserer Schwächen interessieren und irritieren. Durch beschwichtigende Kontemplation mit dem allzu Menschlichen zu Mittätern machen, um so von der missliebigen Gewissheit abzulenken.

In der Moral eingebettete Schuld ist, auch wenn sie eingestanden und widerrufen, bereut und zähneknirschend sich selbst beschuldigend akklamiert wird, ein schauspielerisches Kunststück gespielt, weil die Zerknirschung lediglich einen selbst trifft und bei den zu Zuschauern gemachten Opfern nach Mitleid bzw. Applaus heischt.

Die Täterschaft und das Opfer sind in der Tat in eins gefallen.

Sie verbindet den Moment des im Handeln durchgeführten Gedankenspiels als eine ins Leben gerufene These, die beweisen will, dass der gedachte Moment seine Existenz erreichen und durch Tun geboren werden kann.

Tatmenschen, als Folge dessen, sind meist wenig durch Zweifel irritiert und faszinieren durch ihre Direktheit.

„Sie machen wirklich das, wovon sie reden. Im Unterschied zu denen, die nur reden.“

So gesehen ist die von mir gefühlte Nähe oder assoziative Analogie zu dem holländischen Maler nicht von ungefähr. Er beschreibt in seinen Bildern die nebeneinander geschehenden sehr menschlichen Lebenheiten als Ausdruck von Vielfalt und Gleichzeitigkeit. Was eine moralisierende Wertung erschwert

und die Welt als „fröhliches“ Chaos erscheinen lässt, deren Ordnung noch nicht erbracht ist und somit auch kaum gelebt werden kann.

Diesem unvollkommenen Tagesideal entspricht deine Geschichtsnacht. Sie ist die erinnerbare dunkle Seite des fröhlichen Lebensmondes, der Sonne heißen will und doch nicht die Kraft hat, über den Tag scheinen zu können. Dennoch gilt die Idee. Die Vorstellung davon, dass es auch anders gehen könnte und so die Opferberge unter unseren Füßen weniger würden. Der Materialität der Gewalt als vitalem Ausdruck von menschlich leider naturbedingtem Sosein schulterzuckend zuzustimmen, langweilt angesichts der spannenden Aufgabe, einer möglichen Menschwerdung durch „Kunstmachen“ zuzuarbeiten.

***Peter Strege**, seit 40 Jahren in Dortmund. Künstlerisch und erwachsenenbildnerisch tätig. (Text+Zeichnung)*

Bild: Robert Bosshard

Rolf Euler

Strandkostüm

Die Faszination, am Rand des Meeres, am Ufer einer Insel, an der Küste zu stehen und nicht zu wissen, aber zu ahnen, was danach noch kommt ...

Und die Lust, über Grenzen zu gehen, das ist die Spannung des Randes.

Kinder, die schwimmen lernen sollen und nicht mehr die Selbstverständlichkeit der Neugeborenen haben, zittern mit dem ersten Schritt ins Wasser, von dem es heißt, es würde sie tragen.

Erste Gedanken zum ***AMOS***-Thema kreisten für mich um diesen Rand:

- Ist es der Rand des Ufers?
- Ist es der Rand des Meeres?
- Was ist unter dem Rand?
- Besteht der Rand aus Wasser oder aus Sand und Steinen?

Die Menschen und ihre Lebenskultur sind ohne den Rand des Meeres nicht zu denken. Seeleute, Fischer, Händler, Deichbauer, Schiffbauer, Siedler, Wasserscheue, Lloyds Schiffsagentur, Militärplaner und politische Strategen.

Wer immer über Ränder, Randgruppen, Randerscheinungen, Randereignisse, randständige Gesellschaften denken und handeln möchte, wäre gut beraten, sich der archaischen Zustände und unserer tiefsten Erinnerungen an das Meer zu versichern.

*... weiter mit **Unscharf** auf S. 17 ...*

Max Malkus

Sechs Wochen im Zapatismus

Ein Ausschnitt

Wer aus Chiapas (südlichster Bundesstaat von Mexiko, an der Grenze zu Guatemala) zurückkommt und wie ich die Möglichkeit hatte, sich dort vor Ort mit den Zapatisten auszutauschen, stellt sich die Frage, wie sich das, was dort passiert, in das Hier vor Ort übertragen lässt.

Als die Zapatisten ihren Aufstand für „Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit“, ihren Kampf um Würde 1994 aufnahmen, war das für die hiesigen kapitalismuskritischen Gruppen und Einzelpersonen eine Bewegung, mit der in Zeiten der gerade akut werdenden Globalisierung nicht mehr gerechnet wurde. Diese linke Bewegung, mit ihren poetischen Texten und dem Mystischen der Maya, hatte es schnell geschafft, den Orientierungssuchenden im globalen Norden eine neue, vielleicht alte und vergessene Perspektive aufzuzeigen. Politikwissenschaftler, zuvorderst John Holloway, widmeten sich dem indigenen Aufstand und griffen die Ideen auf, um am Ende selbst den großen Marx zu widerlegen oder jedenfalls zu modernisieren. *Die Welt verändern ohne die Macht zu übernehmen* ist heute mehr denn je Verständnis einer immer individualisierten kritischen Gruppe von jungen Leuten, die Verhältnisse von Ausbeutung und Ungerechtigkeit nicht hinnehmen wollen, aber auch nicht mehr danach streben, durch Revolution alle Verhältnisse umzuwerfen.

Aber was passiert wirklich in Chiapas, diesem südlichsten, an Guatemala grenzenden Bundesstaat von Mexiko, der mehrheitlich von der indigenen Bevölkerung bewohnt wird? Ein revolutionärer Kampf, charismatische Führer mit Gewehr im Anschlag à la Che Guevara? Radikale Demokratietheorien, und was hat es eigentlich mit diesen Skimützen auf sich, hinter denen die Zapatisten ihr Gesicht vor der Öffentlichkeit verstecken?

Als Menschenrechtsbeobachter, entsendet von CAREA e.V. und dem mexikanischen Menschenrechtszentrum Fray Bartolomé de Las Casas, hatte ich die Gelegenheit, in drei Einsätzen über insgesamt sechs Wochen in zapatistischen Gemeinden zu leben.

Es liegt in der Natur der Sache, dass man mit der Aufgabe, die Menschenrechtslage zu dokumentieren, an solche Orte entsendet wird, wo es heikel ist, es Probleme gibt.

Die Zapatisten sind – und es gehört zum Verständnis dazu, wenn ich das ohne jede abträgliche Wertung sage – Bäuerinnen und Bauern. Ihr Selbstverständnis als ‚hombres de maíz‘ (Maismenschen) basiert auf ihrer Verbindung zur Erde, auf der und von der sie als Subsistenzwirtschaftler leben. Subsistenzwirtschaft ist dabei nur ein schlaues Wort um zu sagen, dass die Menschen ihren Lebensunterhalt von dem bestreiten, was sie selber anbauen und – entgegen marktwirtschaftlicher Logik – untereinander als Warenaustausch, eben nach Bedarf, pflegen.

Sicherlich, es gibt irgendwo im Lakadonischen Urwald immer noch die Guerillaeinheiten der EZLN, der Ejército Zapatista de Liberación Nacional, die Zapatistische Armee zur Nationalen Befreiung, die sich damals aber schon nach zwölf Tagen Aufruhr in den großen Städten von Chiapas im Januar 1994 vom bewaffneten Kampf zurückgezogen hat und seitdem ihre Waffen zwar behalten, aber nicht mehr eingesetzt hat (!). Selbst als der Lehrer Galeano am Anfang Mai des Jahres 2014 von aufgestachelten Regierungsanhängern bei einem Angriff auf die selbstaufgebaute Schule und das Gesundheitszentrum in dem Dorf La Realidad getötet wurde, verzichteten die Zapatisten auf Rache. Companero Galeano: Justicia y no Vengaza (Companero Galeano: Gerechtigkeit und keine Rache) – das war die zapatistische Antwort damals und ist sie bis heute.

Und damit ist auch schon das herausgestellt, was an den Zapatisten fasziniert: Der Ausbruch aus den üblichen, bei uns verbreiteten Denkmustern.

Einfach heruntergeschrieben ist das. Als ich nach meiner Abreise erfahren habe, dass es die Frau und die Kinder vom getöteten Compa Galeano waren, die am Fluss – neben dem Campamento de la Paz (Ziviles Friedenscamp) neben der neuaufgebauten Schule, einer von vielen, in denen die Zapatisten die selbst konzipierte Lehrpläne (von Gesundheit bis zur Astronomie!) durch selbst ausgebildete LehrerInnen, die turnusmäßig ihre Felder verlassen, um zu unterrichten – dort in La Realidad badeten und wir daneben standen, dann verlangt mir die Entscheidung „Gerechtigkeit und keine Rache“, der Verzicht sich zu rächen, Respekt ab.

Denn wir wissen, dass keine Polizei den Mord, aufklären, kein Staatsanwalt sich für diese Angelegenheit interessieren, kein Politiker Konsequenzen fordern und nie ein Richter über

die Mörder urteilen wird.

Wir wissen, dass die Bundesrepublik Deutschland Waffenlieferungen der Firma Heckler&Koch nach Mexiko genehmigt, Gewehre, die auch gegen die eigene Bevölkerung in Chiapas eingesetzt, nach Mexiko geliefert werden, dass gerade ein bilaterales Sicherheitsabkommen, dessen Zweck nebulös bleibt, geplant ist und dass in Mexiko ein Regime herrscht, dass unter dem Deckmantel der Demokratie sich jedes Verbrechens schuldig gemacht hat, das man sich im Jahr 2015 denken kann.

Die Zapatisten sind keine Übermenschen, ich glaube, es kribbelt einigen ganz schön in den Fingern, um z.B. hier in La Realidad die Gerechtigkeit in die eigene Hand zu nehmen. Sie tun es auch, aber nicht Auge um Auge. Sie verzichten auf Gewalt und ihnen ist bewusst, dass es von diesem Staat keine rechtsstaatliche Sanktion für dieses höchste Verbrechen, den Mord, geben wird. Stattdessen agiert der Staat mit seinen Repressionsmechanismen gegen die Gewaltlosen, die nicht mehr verlangen als Freiheit, Gerechtigkeit und Würde.

Deren Weg ist ihr Weg des fragenden Voranschreitens, weiterzumachen, Tag für Tag, und sich nicht unterkriegen zu lassen und dabei den Kopf immer aufrecht zu halten.

Was jetzt richtig ist? Die ZapatistInnen aus La Realidad haben sich entschieden, vorerst nicht mehr mit den Aggressoren und denjenigen, die sie für die Anschläge verantwortlich machen, zu sprechen – ohne Ausnahme!

Ich glaube, um den zapatistischen Weg zu beschreiben, ist dies ein gutes Beispiel, keiner weiß die Antwort auf die Frage, was jetzt zu tun ist, es gibt, weil sie basisdemokratisch organisiert und an Konsens orientiert sind, keine obere Struktur, die anordnet, wie die Menschen sich verhalten müssen, die Wahl ist auf diesen Weg gefallen, nachdem gemeinsam darüber gedacht wurde. Die Antworten werden gefunden, während man weitergeht, diskutiert und dadurch umsetzt, an was man glaubt.

Staatliche Unterstützung gibt es für die ZapatistInnen nicht, sie wollen sie nicht und verlieren kontinuierlich Weggefährten, die sich korrumpieren lassen. Die Programme, die in den letzten Jahren als Kompensation für den durch Enteignung und durch Verfassungsänderung vorgenommenen staatlichen Landraub aufgelegt wurden, werden von der zapatistischen Basis aus Überzeugung und Glauben an die eigene Stärke abgelehnt. Es geht um Würde und Autonomie, beides können sie selber am besten und beides lässt sich – ihrer Ansicht nach – nicht kaufen oder eben verkaufen.

Ein Mann, mit dessen Familie ich während eines Einsatzes zwei Wochen gewohnt habe, hat mir dazu gesagt: „Sie machen jetzt die Sozialprogramme für die Alten und für die Kinder hier im Dorf, nur weil wir da sind und nur wegen uns, um uns, die wir 1994 zusammenstanden, zu spalten. Sie wollen damit die Geschichte kaufen, die Vergangenheit, weil die Alten nicht über sie (die Geschichte) sprechen dürfen und die Zukunft, weil die Kinder hier in diesen Schulen die Geschichte der Regierung gelehrt bekommen“ (freie Übersetzung).

Warum hat man, wenn man von dort zurückkommt, das Bedürfnis, das, was dort ist, hierher zu übertragen?

Weil man fühlt, dass die Bewegung aufrichtig ist und dass Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit und ein Leben in Würde das ist, was uns in der sozialen Gemeinschaft zu Menschen macht.

Warum die Zapatisten diese Skimützen tragen? Weil es viele Gegner gibt, die nicht wollen, dass es frei, demokratisch und gerecht zugeht.

Was ich mitnehme von dort, ist ein mächtiges Prinzip, mit dem die Zapatisten sich ihren Aufgaben stellen: Preguntando Caminamos – dem fragenden Voranschreiten.

***Max Malkus**, 25, Diplom-Jurist, war Menschenrechtsbeobachter in Mexiko und verbrachte 2015 knappe drei Monate in Chiapas. 2014 in zwei Intensiv-Vorbereitungsseminaren, durch die die deutsche Partnerorganisation CAREA e.V. des mexikanischen Menschenrechtszentrums Fray Bartolomé de Las Casas auf die Einsätze in den zapatistischen Gemeinden vorbereitet. Seit 2003 ist er in verschiedenen gesellschaftspolitischen Zusammenhängen organisiert und aktiv. 2006, nach der Veröffentlichung der Sexta Declaración de la Selva Lacandona, wurde er durch eine Veranstaltung des Cafe Esperanza im HoT Hagenbusch in Marl auf die Zapatisten aufmerksam und ist seit dem Bewunderer und Freund der Bewegung. (Siehe auch das Interview mit Max Malkus in **AMOS** 1|2006: Deutscher Bildungsherbst.)*

Rolf Euler

Unscharf

Wie lang ist die Küste der Britischen Insel?
Was für eine Frage!

(Sie wurde, glaube ich, von dem Chaos-Theoretiker Benoit Mandelbrot aufgeworfen.)

Leicht zu lösen: ein beliebig flexibles Maßband, auf den Umriss auf der Landkarte gelegt, gibt die Antwort.

Welcher Landkarte?

Der Globus? Die Weltkarte? Die Karte im Schulatlas? Die Generalkarte Großbritanniens?

Bei jedem Versuch ein anderes Ergebnis.

Je genauer die Karte, desto mehr Windungen und Ecken hat die Küste, desto länger wird sie!

Also: nicht auf der Karte, in der Wirklichkeit müsste doch der Rand genau zu bestimmen sein!

Ja – bei Ebbe? Bei Flut? Bei mittlerem Wasserstand? Normalnull? – wäre das richtig? Oder Seekartennull – also bei mittlerem Springniedrigwasser?

Und was ist mit den Kreideabbrüchen an der Südküste? Wie weit reicht die Küste in die Flussmündungen hinein? Was ist mit den Kiesverlagerungen nach jeder Flut an bestimmten Stellen der Küste? Was ist mit künstlichen Buhnen, Hafenbecken, Anlegern? Wo begradigte der Mensch die Natur, verwirrte den Messvorgang?

Misst man um das alles herum, wo anfangen, wo enden? Bei den Sandkörnern, die zur Hälfte überspült sind?

Es gibt keine Antwort, noch nicht mal einen Rand ...

Das alles sind so dumme Gedanken am Ufer des Meeres – der Unkenntnis.

Rolf Euler**, Jg. 47, Mitwirkung bei Gründung des **AMOS** in 1968, Bergmann auf einem Bergwerk in Recklinghausen, als Rentner interessiert an kommunitären Zuständen; einer der HerausgeberInnen und RedakteurInnen von **AMOS

Klaus-Michael Bogdal

Roma – Europäer seit sechshundert Jahren

Entwurf

In dem großartigen Roman „Die Entdeckung des Himmels“ des niederländischen Schriftstellers Harry Mulisch gibt es eine bemerkenswerte Passage über eine ungewöhnliche Begegnung in einer Amsterdamer Bar in den 1960ern. Der junge Jude Max wird durch die Musik eines ‚Zigeunerorchesters‘ von der Erinnerung an seinen Vater überwältigt. Über einen Freund, der ein wenig Serbokroatisch spricht, versucht er dem Orchesterchef seine Hochachtung mitzuteilen: „Sage ihm, daß Zigeuner für mich heilig sind, weil sie das einzige Volk auf Erden sind, das nie einen Krieg geführt hat.“ Und er fügt hinzu, dass „sie ebenso vergast und ausgerottet worden sind wie die Juden, daß das aber verschwiegen wird, um sie weiterhin schikanieren zu können, auch in den Niederlanden.“ Die von seinen Worten berührten Romamusiker antworten ihm in der Sprache ihrer Musik. Aus ihrem Stück hört Max eine Totenmesse für die vergessenen Opfer der Shoah heraus: „Die Zigeuner hatten den Kern getroffen.“ Die Musik setzt seine Kontroll- und Verdrängungsmechanismen außer Kraft und zum ersten Mal nach dem Krieg vermag er zu trauern.

Die europäischen Völker und Staaten von Schweden bis Spanien und von England bis Bulgarien oder Russland haben niemals wahrnehmen wollen, dass im Unterschied zu ihnen selbst die ‚Zigeuner‘ tatsächlich nie Krieg geführt haben. Historisch korrekt müsste man sagen, dass die unterschiedlichen Romvölker, die um 1400 nach Europa einwanderten und sich überall niederließen, niemals nationale oder territoriale Ansprüche stellten. Das unterscheidet sie z.B. von den Deutschen, deren größenwahnsinnige Expansionspolitik im vorigen Jahrhundert die Welt in eine Katastrophe gestürzt hat oder heute von den russischen Separatisten in der Ukraine, die auch nach diesen Desastern immer noch nicht von der Gewalt lassen wollen. Dort, wo schon Wehrmacht und SS gewütet und übrigens zehntausende russische Roma umgebracht haben, fantasieren nationalistische Politiker, Söldner, wissenschaftliche Außenseiter und Exzentriker und perspektiv- und hoffnungslose Opfer postsozialistischer Verhältnisse eine ‚neurussische‘ Identität aus, die letztlich dazu dienen soll, aus Nachbarn und Brüdern Feinde zu machen. Und auf vergleichbare Weise maßen sich in Deutschland auf montäglichen Aufmärschen Leute an, die abendländische Kultur zu verkörpern. In beiden Fällen bilden die Selbstzuschreibungen nur die dürftige und brüchige Fassade, hinter der auf eine extreme und hysterische Weise Ausgrenzungen vorgenommen werden. Nicht-Wissen, Nicht-Wissen-Wollen, für das wir das schöne Wort Ignoranz zur Verfügung haben, und Fremdenangst vermischen sich mit alten Wahrnehmungsmustern zu einem rassistischen Gebräu. Sinti und Roma sind diese Muster und ihre Folgen wohl bekannt. Die kleinen, friedlichen Roma-Gruppen, die im 15. Jahrhundert vor den Stadttoren in allen europäischen Ländern auftauchten, werden von Anfang an und ausnahmslos als Bedrohung wahrgenommen. Ihre Nähe wird meist nicht geduldet, ein Zusammenleben mit ihnen erscheint undenkbar. Abwehr, Ausgrenzung und Verfolgung herrschen vor. Es hilft ihnen dabei wenig, dass sie sich als Verfolgte und bußfertige Pilger ausgeben, um ein Gastrecht zu erlangen.

Heute äußert sich die deutsche und europäische ‚Begrüßungskultur‘ auch im Einwanderungsland Ruhrgebiet in den sozialen Netzwerken so: „Diese Zigeuner dürfen unser Dortmund nicht weiter verschandeln! Damit meine ich nicht die Bulgaren, sondern die ebenfalls in Bulgarien unerwünschten ROMA, die einfach zu faul sind, etwas für sich oder die Allgemeinheit zu tun. Sie kennen keine Gesetze und keine Ordnung und schmeißen wie im Mittelalter ihren Müll aus den Fenstern! […] Bald werden sie auch in euren Vorgärten sein und eure Gärten und Keller aufbrechen, euch bedrängen und bedrohen! Wir müssen handeln, solange es noch geht. Wie gesagt, ich beziehe mich nur auf Zigeuner, denen wirklich alles egal ist und [sic!] das ‚dreckigste Volk‘ auf Erden sind […].“ *(DER Dortmunder, 10. Juni 2011: http: deutschelobby.wordpress.com/2011/04/04/dortmund-zigeuner (download vom 21.11.2011 19:24)* Das Auftauchen der Fremden vor den Gartenzäunen löst ungehemmte Ausgrenzungs- und Vernichtungsphantasien aus. Stets reichen ein paar Gerüchte und flüchtige Begegnungen aus, um zu weitreichenden Schlussfolgerungen mit unausweichlichen Folgen für die Betroffenen zu gelangen. Die Muster, nach denen Roma in der Frühen Neuzeit von Christen als Kinder des Satans und heute als das „dreckigste Volk auf Erden“ bezeichnet und verfolgt wurden, sind die gleichen, nach denen aktuell Jesiden im Irak von Muslimen als Anhänger eines heidnischen Teufelskults stigmatisiert und getötet werden. All diese Handlungen verbindet die Gewöhnung an Hass, Demütigen und Verachtung im Alltag und die Hinnahme von Zivilisationsbrüchen um der eigenen ‚Größe‘ wegen. Es ist nur schwer zu ertragen, dass diese Handlungen als Zugewinn ein Vergnügen am Leiden der Anderen zu versprechen scheinen, das durch deren Beschämung, Erniedrigung und Vernichtung hervorgerufen wird. Es sind Vermischungs- und Vergiftungsängste, Kontroll- und Ordnungswahn, Gewalt und Erzwingung von innerer Konformität und Schuldzuschreibungen, welche die Suche nach den größtmöglichen Unterschieden zwischen den Völkern und Religionen immer wieder antreiben.

Zu den zivilisatorischen Errungenschaften der Moderne zählen mit Recht die Achtung der Menschwürde und die Anerkennung der Individuen als Rechtssubjekte. Die Roma wurden schon bald nach ihrer Ankunft als ehrloses, ‚infames‘ Volk behandelt. Ihnen billigte man keinerlei Rechte zu, sehr lange auch nicht das Recht, auf Dauer in Europa zu leben. Das Berliner Mahnmal für die während der NS-Zeit ermordeten Sinti und Roma sollte einen Schlussstrich unter die Geschichte ihrer Ausgrenzung ziehen. Als hätte dieser symbolische Akt niemals stattgefunden, drängen sich die alten Wahrnehmungsmuster und Vorurteile in die aktuellen Debatten über

Einwanderung, Flucht und Armutswanderung und erschweren eine umsichtige Lösung der Probleme. Sie vergiften das gesellschaftliche Klima. Um Lösungen zu finden, muss man zu den wirklichen Ursachen von Flucht vor Gewalt und Verelendung vordringen. Die Lösungen sollten zuallererst an den Menschen orientiert sein, die ihre Würde nicht abgeben und ihre Rechte nicht verlieren, wenn sie Grenzen nach Europa überschritten haben. Und den Roma, die seit sechshundert Jahren hier leben, sie wieder einmal nehmen zu wollen, würde die demokratischen Werte so tief beschädigen, dass sie nicht mehr wiederzuerkennen wären.

Klaus-Michael Bogdal, *Jg. 1948, ist Professor für Germanistische Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Für sein Buch „Europa erfindet die Zigeuner – Eine Geschichte von Faszination und Verachtung", 2011 erschienen bei Suhrkamp, erhielt er den „Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung" 2013.*

Lesetipps

zur Frage der gesellschaftlichen „Transformationen":

Maria Mies
Patriarchat und Kapital
überarbeitete Neuauflage, bge-verlag München 2015,
ISBN 978-3- 945432-01-3. auch: bge-verlag.de/shop.
Maria Mies (84) ist emeritierte Professorin für Soziologie an der FHS Köln. „Es ist heute noch so aktuell wie vor 30 Jahren." sagt sie. Ein Klassiker der internationalen Frauenbewegung, jenseits der eurozentrischen Perspektive. Schon vor 30 Jahren formulierte M. Mies die Konsequenzen für Frauen und Natur und den Weg in eine neue Gesellschaft. Aktuell im Vorwort geht sie auf Neoliberalismus und Globalisierung ein, greift die verbreitete Resignation auf und wiederholt: „Wir brauchen eine neue Subsistenzgesellschaft". Mitbegründerin des damaligen Politischen Nachtgebets Köln – mit ihrer Freundin Dorothee Sölle.

Eric Hobsbawm
Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20.Jahrhunderts
Verlag Hanser, 1994, 780 S., oder antiquarisch
Ein „Klassiker", ungemein kenntnisreich einschließlich Natur- und Geisteswissenschaften, Technik, Kultur. Ein Meister der Darstellung! Es ist und bleibt *die* kritische Universalgeschichte des „Kurzen 20. Jahrhunderts" – aus linker humanistischer Perspektive. Zum 20. Jahrhundert sagte E. Hobsbawm: „Das alte Jahrhundert hat kein gutes Ende genommen." – wir sehen es täglich!

Lucio Magri
Der Schneider von Ulm. Eine mögliche Geschichte der KPI
Argumentverlag, 2015
Lucio Magri – übrigens mit katholischen Wurzeln – trat in den 1950er Jahren in die Italienische Kommunistische Partei (PCI) ein und war 1969 einer der Gründer der alternativ-kommunistischen italienischen „neuen linken" Tageszeitung Il Manifesto. Sein autobiografisch gefärbtes Buch ist spannend in den internen Einblicken und Dokumenten, in seinen welt- und universalgeschichtlichen Durchblicken und in der Perspektive, von und seit „68" die kommunistische Frage offen zu halten.

An der kritischen Aufarbeitung des „realexistierenden Sozialismus" wie in der DDR kommen wir Neuen Linken von „68" nicht vorbei. Gespräche mit Zeitzeugen sind spannend. Autobiografische Bücher sind unverzichtbar, zum Beispiel diese beiden:

Willibald Jacob
Am Rande die Mitte suchen
2013, 460 S.
und
Die volkseigene Erfahrung
Ludwigsfelder Verlagshaus, 2015, 116 S.
Zur Eigentumsfrage jenseits der Verstaatlichung und zur Verbindung von Sozialismus christlicher Existenz ist W. Jacob auch als streitbarer, in Berlin lebender Zeitzeuge ansprechbar. Dass in seinen Büchern „68" keine Rolle spielt – zum Beispiel im Unterschied zu Hobsbawm und Magri, macht stutzig.

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Kerstin Herzog

Schulden und Alltag
Arbeit mit schwierigen finanziellen Situationen
und die (Nicht-) Nutzung von Schuldner-Beratung

2015 - ca. 350 S. - ca. 36,90 €
ISBN: 978-3-89691-728-7

Verschuldung ist längst übliche Praxis des Wirtschaftens von Privathaushalten. Doch Schulden eröffnen nicht nur Handlungsmöglichkeiten durch die Bereitstellung von zusätzlichen finanziellen Ressourcen, sie schränken diese auch in Gegenwart und Zukunft durch die Last der Raten ein.

Widersprüche 137

Das Kommune: Kämpfe um das Gemeinsame
Von Commons, Gemeingütern und Sozialer Infrastruktur

2015 - 115 Seiten - € 15,00
ISBN: 978-3-89691-997-7

Neben einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über den Sinn, die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen von Commons soll geklärt werden, ob und inwieweit Idee und Konzept von Commons dazu beitragen können, gesellschaftliche Konflikte auch in der Sozialen Arbeit in kooperativen Formen so weiterzuentwickeln, dass sie Vorschein von etwas „Neuem" sein können.

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE

Viktoria Waltz

Erinnern wir uns ...

Nur wenn wir unsere Erinnerung in die Öffentlichkeit tragen, kann sie Teil der Geschichte eines Raumes, einer Stadt, einer Gruppe oder der Nation werden. Erst die ältere Generation erkennt beim Rückblick auf ihr jeweiliges persönliches Leben diesen Zusammenhang zur allgemeinen Geschichte. Ihr individuelles Leben kann sich darin einordnen, die Geschichte bereichern, identitätswirksam werden, und als Einzelne können sie sich ihrer Bedeutung im Fluss der Gesellschaft vergewissern und Selbstgewissheit erlangen.

In diesem Sinne hat der Verein für Internationale Freundschaften, ViF e.V., die älteste nicht an Religion, Partei oder Nationalität gebundene Migrantenselbstorganisation (1989 gegründet) in Dortmund Frauen und Männer der ersten Arbeitsmigrantengeneration ermutigt ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Ein kleines Heft entstand, aber die Dortmunder Medien haben sich nicht dafür interessiert. Die Bedeutung der dort zusammengefassten Geschichten für das Dortmunder Geschichtsbewusstsein und die Migrationsgeschichte der Stadt blieb unerkannt. Negativberichte über Ausländer beherrschen das Bild, das Elend der Flüchtlinge ist Sensation. Der Ausländer als Täter oder Opfer ist einfacher zu erfassen denn als selbständig handelndes Subjekt, das sein eigenes Schicksal in die Hand nimmt, Probleme bewältigt, Hindernisse überwindet und Leistungen für die gesamte Gesellschaft erbringt. Diese Seite der Migrationsgeschichte ist kaum eine lokale Nachricht wert. Dies war im Übrigen auch das Ergebnis einer Studie des Vereins von 1993, in der die Dortmunder Tageszeitungen über ein ganzes Jahr und hinsichtlich ihrer Berichterstattung über Ausländer gelesen und bewertet wurden. Sie kamen darin entweder als Kriminelle oder als kulturelle Sensation vor, z.B. wenn ein Vater seinen Sohn auf einem Pferd zum Beschneidungsfest durch die Stadt reiten ließ. Nur wenn ein Ratsmitglied oder der Bürgermeister selbst zu Zuckerfestzeiten einem vor allem türkisch besetzten Kindergarten seinen Besuch abstattete, war das normale Leben von Migrantenkindern einmal im Jahr im Licht der Öffentlichkeit.

Wäre das normale Leben der Ausländer, ihr Beitrag zur Geschichte und zum soziokulturellen und politökonomischen Alltagsgeschehen der Städte längst Bestandteil urbaner Erinnerungskultur geworden – so unsere These –, wäre es möglichweise zu dem empörenden Erfolg der aktuellen pegidainfizierten Ausländerdebatte nicht gekommen.

Wir holen nun mit unserer Ausstellung diesen längst fälligen Beitrag zur Migrationsgeschichte und Erinnerungskultur am Beispiel Dortmunds und einer bisher unbekannten Migrantengruppe der sogenannten ersten Generation nach. Wir haben eine fotografische, künstlerisch gestaltete Ausstellung als zentrale Informationsbasis gewählt, weil wir auf die Wirkung der Bilder hoffen – auf Porträts, die Menschen mit ihrer jeweiligen Geschichte und ihrer ganz eigenen, individuellen Persönlichkeit zeigen und sie damit erstmals öffentlich in die Erinnerung und Geschichte eintreten lassen, um Teil der regionalen städtischen Geschichte zu werden.

Die Ausstellung und ein begleitendes Buch berichten von neun jungen Menschen aus der Türkei, die mit 13, 14 und 15 Jahren angeworben wurden, um im Ruhrgebiet, in Dortmund Huckarde, Marten, Castrop Rauxel und Datteln in den dortigen Lehrzechen eine Ausbildung als Bergmann, Schlosser oder Elektriker zu beginnen. Werber aus den Zechen Hansa, Zollern, Erin und Emscher-Lippe hatten den an der Zukunft ihrer Söhne interessierten Eltern bei Versammlungen in sog. ‚Volkshäusern' eine gute Ausbildung und die Möglichkeit zu studieren in Aussicht gestellt. Sie würden in guten deutschen Familien leben und Geld verdienen und schließlich ihre Familien zuhause unterstützen können. Vor allem diese Aussicht ließ bei vielen Eltern die anfängliche Skepsis ins Wanken bringen, ihre Kinder in eine ihnen unbekannte Fremde zu schicken und ihr Sorgerecht wildfremden Menschen anzuvertrauen. Denn Hilfe im Alter war zu jener Zeit in der Türkei ausschließlich von den Kindern zu erwarten. Und so geschah es, dass im Laufe des Abkommens über die Zuwanderung von Arbeitskräften aus der Türkei mehr als tausend Jugendliche in das Ruhrgebiet zur Ausbildung als Bergleute einwanderten.

Dass Ausbildung nicht einfach Schule bedeutete und die Jungen nicht nur handwerklich, sondern auch unter Tage arbeiten würden, damit hatten weder die Eltern noch die auf das Abenteuer gespannten Jugendlichen gerechnet; der Schock war entsprechend. Auch das Leben in deutschen Familien war zunächst voller Tücken: Wurde da Schweinefleisch serviert? Als Junge in der Küche beim Abwasch helfen? Um 5 Uhr aufstehen, 6 Uhr Arbeitsbeginn, um 22 Uhr zuhause sein, usw., immer wieder Pünktlichkeit? An all das sich zu gewöhnen, fiel anfangs allen schwer. „Wir sind ja fast wild aufgewachsen.", sagt einer der ehemaligen Jungen heute.

Fast alle kamen zu Dritt oder zu Sechst in eine Pestalozzifamilie in ein Pestalozzihaus, in Dreibettzimmer unterm Dach. Sie lebten in dorfähnlichen Siedlungen, die im Nachkriegsdeutschland von den Zechen in den 50ern extra zu dem Zweck gebaut worden waren, um Kriegswaisen und Flüchtlingskinder aufzunehmen, die den Nachwuchs im wirtschaft-

lich bedeutsamen Bergbau bilden sollten. Die Familien waren ausgesucht, sie sollten als moralische Instanz die ‚kriegsverwahrloste' Jugend auf den Pfad der Tugend führen und auf jeden Fall von kommunistischen Ideen abbringen. Entsprechend streng ging es bei manchen Familien zu.

In den 60ern nahm der Bergbau an Attraktion für viele Jugendliche ab, andere Industriezweige boten bessere Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen. Der Bergbau aber suchte dringend qualifizierten Nachwuchs! Als solcher wurden die türkischen Jugendlichen angesehen, die neben Gesundheit Mittlere Reife haben sollten. Und tatsächlich hatten sie ihren deutschen Kollegen, die oft nicht einmal einen Hauptschulabschluss hatten, einiges voraus. Dennoch hielten nicht alle den Stress im Alltag und die Bedingungen unter Tage aus – und sie blieben bei ihrem ersten Heimaturlaub im Sommer 1965 in der Türkei. Allen fiel der Abschied von Eltern und Freunden schwer. Sie alle kannten Heimweh, jeder Brief von zuhause wurde sehnlichst erwartet und mit Herzklopfen geöffnet und sogleich den Freunden vorgelesen. Hasan A. erinnert sich heute, dass er und sein Zimmerkollege Ahmed auf dem Weg von ihrer Heimatstadt Zonguldak bis nach Istanbul Rotz und Wasser geweint haben – und nur das einmal gemachte Versprechen, als Ingenieur zurückzukehren, hielt sie davon ab zuhause zu bleiben.

Zurückzukehren zum Bergbau war aus genau diesem Grund für die meisten das einzig Denkbare. Sie sahen ihre Chance für den Aufbau einer sorgenfreien Zukunft und wollten sie unbedingt nutzen! Nach der Ausbildung verdienten sie als Hauer zwar so gutes Geld, dass die Verführung groß war, sich zurückzulehnen. Aber irgendwie schafften sie es – jeder mit einer eigenen Strategie, mit Unterstützung von Lehrern, Vorarbeitern und sogar Bergwerksdirektoren, manchmal mit einem Zechenstipendium, manchmal auch nur mit harter Arbeit neben Aufbaugymnasium und Studium und wurden schließlich Steiger, Ingenieure, mancher wie Zeki K. sogar Reviersteiger. Halit G. wurde der jüngste Wettersteiger im Ruhrbergbau! Und natürlich wurde einer von ihnen, Bekir S., der schon früh als Dolmetscher für türkische Bergleute eingesetzt wurde, Betriebsrat. Nur einer, Ihsan K., machte in den 80ern noch einmal einen Absprung und wurde Großimporteur und Handelsunternehmer.

Das Leben dieser jungen Leute bestand allerdings nicht nur aus Lehre, Ausbildung, Studium und Arbeit. Ihre Biografie ist auch ein Spiegel dessen, was die Jugend der 60er Jahre umtrieb: Sport, zelten, tanzen gehen, Kino – Freibad Werne, Ringer Club Heros, Holiday on Ice, Westfalenhalle. Murtaza K., klein und wendig, brachte es bis zur Bundesliga im Ringen. Halit G. war Kinovorführer im Regina in Marten, Arif S., der seinem Deutsch in der Auslandsgesellschaft den eleganten Schliff gab, lernte seine Frau im ‚Wiener Wald' kennen, jeden Sonntag ging er dorthin mit seinen Freunden Hähnchen essen. Hasan D. half in der Eisdiele Milano in Castrop, wo er sich in Anne, seine spätere Frau, verliebte. Hasan A. erinnerte sich an die wunderbaren Familienabende mit Mensch Ärgere Dich Nicht, Musik hören, Fernsehen und Diskutieren bei Dieter und Paula, seinen jungen Pestalozzieltern. Recep saß in seiner Freizeit am liebsten auf der Couch mit seinem Lieblingsinstrument, der Cura, die ihm bei allen Problemen half und sang gemeinsam mit den Freunden.

Die Erzählung eines jeden dieser neun Persönlichkeiten über Träume und Wünsche, den zurückgelegten Weg bis hin zur Erfüllung dieser Wünsche ist sowohl Zeugnis einer ganz eigenen Erfolgsgeschichte mit ihren Höhen und Tiefen, Verzweiflungen und Zweifeln, Zufällen und Glück, als auch ein Beleg für ihre aktive gesellschaftliche Teilhabe und ihr Wirken in der Gesellschaft. Integration – ein Fremdwort für sie bis heute.

Aus den Berichten, Dokumenten und Episoden, die das Gesamtbild dieser Gruppe und ihrer Geschichte ausmachen, ist eine andere These der Ausstellung, dass Integration ein natürlicher Prozess im Zusammenleben ist, wenn die zunächst ‚Fremden' angenommen, willkommen, erwünscht sind und eine entsprechende Empathie erfahren. Diese Jugendlichen wurden gebraucht, ihre Anwesenheit medial wahrgenommen, ihre Fortschritte zustimmend begleitet, Hindernisse erkannt und ausgeräumt. Jeder hat seinen eigenen Beitrag dazu geleistet. In inszenierten Fotografien wird dieses jeweils Individuelle herausgehoben – begleitet durch Lebenslauf und die Zusammenstellung von Fotografien, Dokumenten und Berichten.

Zeki K. sagt in einem Interview: „Ich bin stolz auf unsere Gruppe, auf unsere Leistungen und auf unseren Erfolg." Dieses Fazit kann als die Kernaussage dieser Geschichte genommen werden – ein Teil der Migrationsgeschichte unserer Region, wert, erinnert und Bestandteil unseres urbanen Gedächtnisses zu werden.

Die Ausstellung ist als Wanderausstellung konzipiert und wird erstmals in der Berswordthalle der Stadt Dortmund vom 12. – 23. Oktober 2015 zu sehen sein. Informationen dazu beim ViF, vifdo@web.de.

Viktoria Waltz, Dortmund

Impressum

Verlag:
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671
E-Mail: huettmann.marl@t-online.de

Redaktion:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

E-Mail:
redaktion@amos-zeitschrift.de
Internet: http://amos-zeitschrift.de

Konto: *AMOS*
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Herne | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Robina Cronauer und Robert Bosshard

Schlussredaktion:
Ute Hüttmann (Textbearbeitung)
Axel Lippek (Layout)

Titelbild: Manfred Walz
***AMOS* Schriftzug**: Jochen Stankowski

Realisation:
Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl
Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Einzelpreis: 4,50 €
Abo-Preis: 18,- € jährlich
inkl. Versandkosten

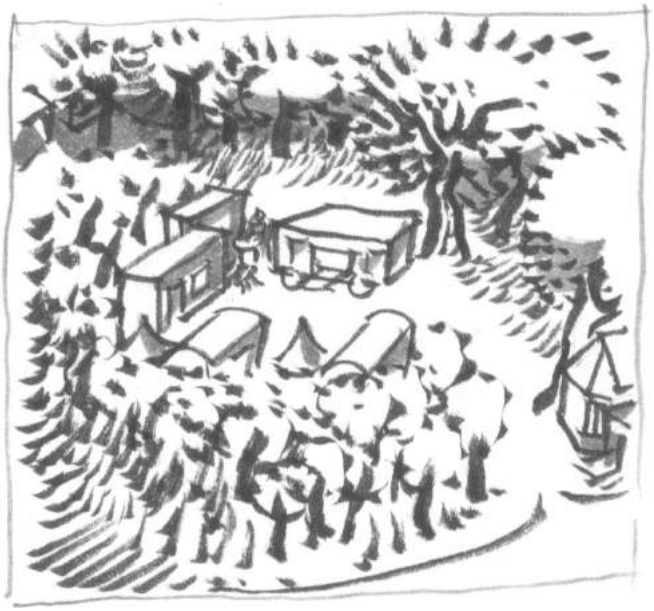
AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „***iley.de***" (Leipzig).

Robert Bosshard, Manfred Walz

Menschenorte 27

Im Rand drin. Zu Besuch bei Peter dem Sinto

Es ist in der örtlichen Erinnerung geblieben, dass unweit eines Ortsteilzentrums im Norden des Ruhrgebiets noch vor gut zehn Jahren ein kleiner Familienzirkus seinen Standort gefunden hatte. Der Platz war lange Kirmesplatz, dann Fremdarbeiterlager während der Nazizeit. Schließlich sollte er einer „Ortsumgehung“ weichen, die ihn immer noch bedroht. Heute ist der Platz eine Leerstelle zwischen zwei dicht besiedelten Ortsteilen. Der Wall, der ihn abschirmen soll, ist



grün bewachsen. So ist der Platz eingebunden in die anliegenden Wohngebiete.

Peter A hatte sich vor mehr als dreißig Jahren mit Frau und Kindern hier festgesetzt. Er ist zurückgekehrt in den Ort seiner Kindheit. Sie haben sich einen Hof gebaut aus großen Wohn- und Bauwagen – keine Wagenburg – einen offenen Hof mit Eingangsplatz unter Bäumen, mit Spielplatz vorn und Grillplatz nach hinten. Er wollte, dass die Kinder eine vernünftige Schulausbildung erhalten. Er wollte nicht, dass sie wie bei ständigen Schulwechseln oft vorgekommen, nirgendwo ernstgenommen und als Zigeuner gemobbt sein würden. Das hat geklappt, die Schulen waren prima, die Nachbaren auch. Die Kinder haben dann doch die Schule abgebrochen und sind weggezogen. Auch seine Frau hat sich anders gebunden. So ist er auf dem Gelände zurückgeblieben, nur die Jüngste der Tochter kommt noch regelmäßig zum Spielen.

Seit einigen Jahren ist es hier still geworden. Die Jugend ist weitergezogen, da der Klan, traditionell mit dem Zirkuswesen verbunden, in jahrelanger, sehr langsamer Bewegung von Ort zu Ort durch die Regionen zieht. So arbeitet ein Sohn in einem Zirkus in Köln, ein anderer ist in der Ruhrregion unterwegs, nur die Tochter hat sich zur Zeit mit ihren Kindern in der Nachbarschaft niedergelassen. Der Familienvater Peter A ist als Einziger zurückgeblieben auf dem Gelände. Es ist durch einen hohen, mit Bäumen bewachsenen Wall vor dem Durchgangsverkehr versteckt, die Zufahrt ist getarnt durch ein selten genutztes Häuschen aus der Zechenzeit. So ist der Platz hinter dem Wall aus dem Blick genommen und damit aus dem öffentlichen Bewusstsein entfernt.

Der Eingang zum Platz ist heute mit provisorischen Bauzäunen verrammelt, hinter denen zwei wachsame Hunde auf unliebsame Besucher warten. Ist man geladen wie wir, so sind sie ganz und gar handzahm. Der Platz wurde schon immer von der Volksgruppe der Sinti besetzt. Sie stammen aus Deutschland. Für die „Zigeuner“, die Sinti und Roma, ist dieser Ort damit eindeutig den Sinti zugeordnet. Heute wirkt er wie eine minimalistische Selbstversorger-Landwirtschaft, allerdings mit brachliegenden Gärten. Im vorderen Bauwagen werden Hühner gehalten. Im Wohnwagen daneben befinden sich die Gerätschaften, dann folgt ein heute leerstehendes Gefährt, in dem die Kinder groß geworden sind, davor ein kleines Spielzeltchen fürs Enkelkind. Es folgt ein Wohncontainer mit Küche und der guten Stube, fein säuberlich eingerichtet, geschmückt und mit ständig laufendem Fernseher. Der große Wohnwagen mit großzügig darunter gelegtem Hundeboden öffnet den „Hof“. Eine riesige Eiche mit kleinem Kreuz markiert den Rand. Peter A lebt von Hartz 4.

Wenn die Vertreter der städtischen Grundstückverwaltung alle paar Jahre vorbeikommen, erkundigen sie sich, wie alles so läuft, und gehen dann auch wieder. Probleme mit der Nachbarschaft gibt es kaum, und die Hunde halten sie in der notwendigen Distanz. Auch die Jugendlichen vom Treffpunkt vorn an der Straße sind in Ordnung. Bei kleinen Reibereien kommt er leicht gegen die an. Die Situation wirkt so, als wäre die Verwaltung wie auch die umliegende Bevölkerung dankbar, dass ein so netter Mensch diesen zwischen allen Interessen und allen urbanen Funktionen liegenden „Unort“ unter Kontrolle hält.

***Robert Bosshard**, Jg. 39, Oberhausen (Text)*

***Manfred Walz**, Stadtplaner aus Berlin, auch ins Ruhrgebiet eingewandert, lernt in der **AMOS**-Reihe „Menschenorte“ immer wieder „bemerkenswerte Ruhrgebietende“ kennen, Titelbildner im **AMOS**. (Text, Zeichnung + Foto)*

Uri Avnery – 12. September 2015

Die wirkliche Bedrohung

Ich habe Angst. Ich schäme mich nicht, dies zuzugeben. Ich habe Angst. Ich habe Angst vor der Islamischen Staat-Bewegung, auch ISIS oder Daesh genannt. Es ist die einzige wirkliche Gefahr, die Israel bedroht, die die Welt bedroht, die mich bedroht. Diejenigen, die dies heute mit Gleichgültigkeit oder mit Desinteresse behandeln, werden es bedauern. ...

Al-Daula al Islamiya, ‚Der Islamische Staat', ist eine ‚fundamentalistische' Bewegung. Das Fundament ist der Islamische Staat, der vor 1.400 Jahren vom Propheten Muhammad in Medina und Mekka gegründet wurde. Diese zurückblickende Einstellung ist ein Propagandatrick. Wie kann jemand etwas wieder aufwecken, das vor so vielen Jahrhunderten existierte?

In Realität ist IS eine extrem moderne Bewegung, eine Bewegung von heute und wahrscheinlich von morgen. Sie benützt die neuesten Hilfsmittel wie das Internet. Sie ist eine revolutionäre Bewegung, wahrscheinlich die revolutionärste in der heutigen Welt. Während sie zur Macht kommt, benützt sie barbarische Methoden aus längst vergangenen Zeiten, um sehr moderne Ziele zu erreichen. Sie verursacht Terror. Nicht den propagandistischen Terminus „Terrorismus", der heute von allen Regierungen benützt wird, um ihre Feinde zu stigmatisieren. Sondern aktuelle Grausamkeiten, entsetzliche Taten wie das Köpfen, das Zerstören von unschätzbaren antiken Ruinen – alles, um lähmende Furcht in die Herzen seiner beabsichtigten Feinde zu treiben.

Die IS-Bewegung kümmert sich nicht wirklich um Europa, die US und Israel. Nicht jetzt. Sie benützt sie als Propaganda-Treibstoff, um ihr wirkliches Ziel zu erreichen: die ganze islamische Welt zu gewinnen. Wenn ihr dies gelingt, dann kann man sich den nächsten Schritt vorstellen. ...

Während der letzten zweihundert Jahre ist die arabische Welt gedemütigt und unterdrückt worden. Die Demütigung hat noch mehr als die Unterdrückung die Seele jedes arabischen Jungen und Mädchens versengt. Einmal bewunderte die ganze Welt die arabische Zivilisation und die arabischen Wissenschaften (arabische Zahlen). Während des europäischen dunklen Mittelalters waren die barbarischen Europäer von den islamischen Ländern geblendet. Kein junger Araber kann darauf verzichten, den Glanz des vergangenen Kalifats mit dem Elend der augenblicklichen arabischen Realität zu vergleichen – mit der Armut, der Rückständigkeit, der politischen Impotenz. Rückständige Völker wie Japan und China haben sich entwickelt und wurden Weltmächte, schlagen den Westen mit ihren eigenen Schlichen, aber der arabische Riese bleibt ohnmächtig und verdient die Verachtung der Welt. Selbst so ein winziges Land wie das der Juden (Juden um Allahs Willen) schlägt die arabischen Länder. Ein riesiges Reservoir von Demütigung hat sich in der arabischen Welt zusammengebraut, unsichtbar und unbemerkt von den westlichen Mächten.

In solch einer Situation gibt es zwei Wege. Der eine ist der mühsame Weg: sich von der Vergangenheit zu trennen und einen modernen Staat aufzubauen. Das war der Weg von Mustafa Kemal, dem türkischen General, der die Tradition (z.B. die arabische Schrift) verbannte und eine neue türkische Nation aufbaute (und die lateinische Schrift einführte). Es war eine tiefgründige Revolution, vielleicht die effektivste des 20. Jahrhunderts. Er verdiente sich den Titel Atatürk, Vater der Türken.

In der arabischen Welt gab es einen Versuch, einen panarabischen Nationalismus zu schaffen, eine schwache Nachahmung des westlichen Originals. Gamal Abd-al-Nassar versuchte es und wurde problemlos von Israel geschlagen.

Der andere Weg ist, die Vergangenheit zu idealisieren und zu behaupten, sie neu zu beleben. Das ist der Weg, den IS geht, und er ist weithin erfolgreich. Mit wenig Aufwand hat er große Teile Syriens und des Irak genommen, die offiziellen Grenzen gelöscht, die von westlichen Imperialisten (1919) gezogen wurden. Nachahmer schufen in der ganzen muslimischen Welt Ähnliches und haben viele Tausende potentieller Kämpfer aus den muslimischen Ghettos aus dem Westen und Osten angezogen. Jetzt beginnt der IS seinen Marsch zum Sieg. Da scheint es keinen zu geben, der ihn anhält. Als Erstes, weil keiner die Gefahr zu realisieren scheint. Eine Idee bekämpfen? Zur Hölle mit Ideen. Ideen sind für Intellektuelle und dergleichen. Wirkliche Staatsmänner schauen auf die Fakten. Wie viele Divisionen hat der IS? Zweitens gibt es rund herum noch andere Gefahren. Die iranische Bombe. Das syrische Chaos. Der Zusammenbruch von Libyen. Die Ölpreise. Und nun die Lawine von Flüchtlingen, meistens aus der muslimischen Welt.

Wie ein riesiges Kleinkind sind die USA hilflos. Sie unterstützen eine imaginäre säkulare syrische Opposition, die nur an amerikanischen Universitäten existiert. Sie kämpft gegen den Hauptfeind des IS, das Assad-Regime. Sie unterstützen den türkischen Führer, der gegen die Kurden kämpft, die gegen den IS kämpft. Sie bombardieren den IS aus der Luft, riskieren nichts und erreichen auch nichts. Keine Stiefel auf den Boden. Um Himmels willen.

Regieren ist zu wählen, wie Pierre Mendes-France einmal sagte: In der gegenwärtigen arabischen Welt liegt die Wahl zwischen schlimm, schlimmer und am schlimmsten. Im Kampf gegen das Schlimmste ist das Schlimme ein Verbündeter. Sagen wir es unverblümt: Den IS zu stoppen versuchen bedeutet, das Assad-Regime zu unterstützen. Bashar al-Assad ist ein widerwärtiger Kerl, aber er hat Syrien zusammengehalten, seine Minderheiten geschützt und die israelische Grenze ruhiggehalten. Verglichen mit dem IS ist er ein Verbündeter. So ist es auch mit dem Iran, einem stabilen Regime mit einer politischen Tradition, die Tausende von Jahren zurückreicht – im Gegensatz zu Saudi Arabien, Katar und Kumpanen, die den IS unterstützen. Unser eigener Bibi ist so naiv wie ein neugeborenes Kind. Er ist schlau, oberflächlich und ignorant. Seine iranische Besessenheit macht ihn für die neuen Realitäten geradezu blind. Fasziniert vom Wolf vor ihm, nimmt Bibi den fürchterlichen Tiger nicht wahr, der hinter ihm naht.

***Uri Avnery**, 1923 geboren im westfälischen Beckum, ist israelischer Journalist, Publizist, Friedensaktivist ...*

Der ungekürzte Text ist zu lesen auf www.uri-avnery.de. (Aus dem Englischen: Ellen Rohlfs, vom Verfasser autorisiert)